Königin
Luise Ulrike
und ihr Hof.

Roman

von

C. F. Ridderstad.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Gottlob Fink.

Vierter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

1560

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Königin
Luise Ulrike
und ihr Hof.

Roman

von

C. F. Ridderstad.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Gottlob Fink.

Fünfzehntes bis neunzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Baron Wrangel war so eben aus dem königlichen Schlosse heimgekommen. Er sah bleich und verstört aus. Nachdem der Bediente ihm seinen Mantel abgenommen, legte er, einer alten Gewohnheit gemäß, seine Hände kreuzweise auf den Rücken und begann im Zimmer auf- und abzuschreiten. Bald legte sich seine Stirne in dicke, finstere Runzeln, bald erheiterte sie sich. Wichtige Gedanken beschäftigten ihn. Die Ereignisse waren an einem kritischen Wendepunkt angelangt. Sollte er sich bei Zeiten zurückziehen, sollte er mitten in seiner Laufbahn innehalten oder sie muthvoll fortsetzen? Wie die Gewitterwolken durch den Nachthimmel hinfliegen, so flogen diese Fragen durch seine Seele. Mit einer heftigen Bewegung, die von seinem gespannten Seelenzustand zeugte, ergriff er endlich die Klingel, und der Bediente trat ein.

„Sag, Larsson soll heraufkommen, Anders,“ befahl er ihm.

Nach einer Weile trat Larsson ein. Er blickte jetzt nicht so ruhig um sich, wie vorher. Sein Kopf neigte sich kummerschwer.

„Larsson,“ sagte Wrangel, „das war eine unglückselige Heftigkeit, daß Sie sich verleiten ließen, an Hakansson und den Secretär Hand anzulegen. Sie müssen gestehen, daß ich Sie niemals zu einem solchen Schritt aufgemuntert habe. Glücklicher Weise flüchteten Sie sich sogleich zu mir, und so Gott will, werde ich Sie aus der Gefahr, die Ihnen jetzt droht, zu befreien wissen. Sie sehen indessen ein, daß auch ich vorsichtig sein muß. Aber, lieber Freund, Sie kennen vielleicht die ganze Feindseligkeit noch nicht, welche die Gegenpartei bereits zu entwickeln angefangen hat.“

„Man hat mir gesagt, daß bereits eine Commission bestellt sei.“

„Das ist wahr; allein dieß ist ein bloßer Anfang und weiter Nichts. So wie die Parteien bei uns stehen, Larsson, haben Sie blos das Signal zu einem Kampf auf Tod und Leben zwischen ihnen gegeben. Vielleicht wäre es das Beste für uns, bei Zeiten nachzugeben, aber dagegen erhebt sich auch wieder allerlei. Wagt man keinen Versuch, den gegenwärtigen Druck zu brechen, so wird er auch nirgends aufhören. An den Staatsmann knüpft sich immer ein großes Schicksal, das der Zukunft des Landes. Die Ueberzeugung ist eine Macht, die alle seine Handlungen beherrscht; das Leben ist für einen öffentlichen Charakter kein Genuß ohne ein großes Ziel, wohin der Weg unter beständig fortgesetztem Kampfe führt. Wir sind auch noch nicht geschlagen. Ein Vortheil für uns liegt sogar jetzt in dem Umstand, daß die Gegenpartei sich für stark genug zu halten scheint, um uns auf einmal in allen Positionen

angreifen zu können. Es ist nämlich ein alter Erfahrungssatz, Larsson, daß, sobald eine Partei das vernünftige Maß überschreitet, in der öffentlichen Meinung sogleich eine Reaction gegen diejenigen beginnt, die zu übermüthig auf ihre Erfolge pochen. Fallen die Hüte mit ihrer gewöhnlichen Verfolgungssucht über uns her, so können wir mit vollem Recht auf einen solchen Umschlag zu unsern Gunsten hoffen. Sie wissen vielleicht, daß bereits mehrere Ihrer Freunde vom Bauernstand verhaftet worden sind?"

„Nein, Herr Baron, nein . . . das weiß ich nicht . . . hat man's gewagt . . .?"

„Dann wissen Sie vielleicht auch nicht, daß gegen Sie selbst ein Haftbefehl ausgefertigt ist?"

„Gegen mich?"

„Der Bataillonsprediger Forbus, unser gemeinschaftlicher Freund, ist so eben verhaftet worden. Ich habe ihn selbst nach dem Gefängniß abführen gesehen."

„Forbus? Mein Gott, was hat er denn gethan?"

„Man beschuldigt ihn, er habe den Reichstag zu Ansichten und Maßregeln zu verleiten gesucht, welche der bestehenden Regierung feindselig seien; man sagt, er habe auch Sie aufgehetzt, Larsson."

„Armer Forbus," klagte Larsson; „wenn man auch ihn verhaftet hat, wer kann sich dann noch sicher glauben?"

„Am Tag, wo die große Deputation die Antwort der Stände überbrachte, stand ein bisher ziemlich unbekanntes Mitglied des Adels, der Capitän Henrik Hästesko, auf dem Ritterhausmarkt und soll

da, in seinem Aerger über den gefaßten Beschluß, ganz offen einige kühne Wahrheiten ausgesprochen haben."

„Ich kenne den Capitän; wir haben mehrere Berathungen mit ihm gehalten; er ist ein rechtschaffener und tüchtiger Mann."

„Auch er ist jetzt verhaftet."

„Ei das wäre!"

„Damit ist's noch nicht genug, Larsson. Sie kennen ja doch auch den berüchtigten Prozeß gegen den Pagenhofmeister Jacob Ichsell?"

„Natürlich, Baron, wer kennt den nicht? Der Mann soll im Ritterhaus, bei einer Feier des Geburts- oder Namenstages der Königin, allerlei anzügliche Stellen aus der Bibel und unserer älteren Geschichte auf das gegenwärtige Regierungssystem angewandt haben."

„Die Reichsstände haben den Prozeß jetzt vom Hofgericht an die Commission verwiesen."

„Dann ist er verloren."

„Sie haben wohl auch von der Flugschrift gehört, die vor einiger Zeit so großes Aufsehen erregt hat, obschon nur sehr wenige Exemplare unter das Publikum kamen?"

„Man nennt einen Fernebom Denisson und einen Olof Söderberg als Verfasser."

„Auch sie sind jetzt vor die Commission beschieden."

„Gott steh uns bei, Baron! Man wird doch nicht wieder ein förmliches Bluttribunal organisiren wollen. Und Sie sagen, daß auch ich . . ."

„Daß auch Sie . . . aber Sie werden es nicht

aus meinem Mund zu vernehmen brauchen . . . Hören Sie . . ."

Wrangel hatte bereits einige Trommelschläge gehört, und er ahnte sogleich, was sie zu bedeuten hatten. Das Getrommel wurde immer stärker, und zuletzt wurde ein förmlicher Wirbel geschlagen.

„Was soll das bedeuten? Ist Feuer ausgebrochen?"

„Kommen Sie an's Fenster, Larsson. Stellen Sie sich ein wenig seitwärts, so daß man Sie von der Straße aus nicht sehen kann. So da. Jetzt will ich das Fenster öffnen, damit Sie selbst hören, in welcher Ecke es brennt."

Während die Trommeln einen Augenblick pausirten, verkündete ein Polizeidiener eine Bekanntmachung des Inhalts, daß Larsson der Verletzung der Staatsverfassung angeklagt sei, und daß man, auf Befehl der Stände, im ganzen Reich auf ihn zu fahnden habe. Jedermann, wer ihn verborgen hält, würde mit schwerer Strafe bedroht, und dagegen eine ansehnliche Geldbelohnung für diejenigen Personen ausgesetzt, die genügende Nachrichten über seinen Aufenthaltsort beibrächten oder ihn selbst zur Stelle schafften.

Larsson stand wie festgewurzelt da. Dies war ein härterer Schlag, als er sich je gedacht hatte. Er konnte jetzt den ganzen Umfang der Gefahr ermessen, die ihn bedrohte. Er glaubte in einen offenen Abgrund zu schauen. Wir wissen bereits, daß es ihm nicht an Muth gebrach, und doch bebte er jetzt angstvoll zurück.

„Nun wohl, Baron," stammelte er, „was glauben Sie, daß ich zu thun habe?"

„Verlassen Sie sich auf Ihre Freunde, Larsson, die Alles aufbieten werden, um Sie zu retten. Ich habe bereits mit der Königin gesprochen."

„Haben Sie das, Baron?"

„Wie gesagt, ja, und sie interessirte sich für Sie auf eine Art, die sowohl ihr selbst als Ihnen alle Ehre macht. Sie ließ sogleich den Hofmarschall Horn rufen, und nach kurzer Berathung entschieden wir uns für folgenden Rettungsplan, den ich Ihnen hiemit vorlege. Sehen Sie, Larsson, es ist nothwendig, daß wir Sie je eher je lieber aus der Stadt schaffen."

„Daß ich fliehe, meinen Sie, Baron, daß ich fliehen soll?"

Bei diesem Gedanken wurde Larsson von einer noch größeren Furcht bewältigt.

„Natürlich, Larsson. Hier können Sie nicht bleiben; Sie würden nicht blos sich selbst, sondern auch uns blosstellen. Sie haben ja so eben die Fahndung gehört."

„Und Sie verlangen, daß ich die Stadt verlassen soll, Herr Baron?"

„Je eher je lieber. Noch heute Abend!"

Larsson blickte zögernd, beinahe bittend auf.

„Mein lieber Larsson," fuhr Wrangel fort, „ich glaube, daß Ihnen mein Vorschlag nicht sonderlich behagt, und doch mache ich ihn nur zu Ihrem eigenen Besten. In Ihrer Stellung würde ich den ersten Augenblick, der mich dem Herd meines Verderbens entrückte, als Rettungsanker begrüßen."

„Das ist unmöglich, Baron. In einer so verzweiflungsvollen Lage muß ich zuvor noch mit einem Bekannten sprechen.“

„Keine Bedenklichkeiten, Larsson. Wie Sie jetzt die Rathschläge Ihrer Freunde nicht befolgen, so könnten diese Sie zuletzt auch verlassen. Der Plan zu Ihrer Rettung besteht darin, daß Sie sich heute Abend, sobald es dunkelt, nach Ulrichsthal begeben ... ich will eine zuverlässige Person mit Ihnen schicken ... dort gehen Sie zu dem Kammerherrn Baron Kolamb, einen zuverlässigen Freund von uns allen, der Sie nach dem Gute Eichhof, jenseits des sogenannten deutschen Meerbusens, schicken wird, und dort werden Sie eine vollständige Marschroute nach Wermland und so weiter nach Norwegen erhalten.“

„Larsson hörte den Vorschlag Wrangels mit der größten Aufmerksamkeit an.

„Ich habe,“ sagte er endlich, „gegen Ihre Ansicht Nichts einzuwenden, denn ich begreife wohl, daß ich hier nicht lange unentdeckt bleiben könnte; aber sehen Sie, Baron, ich kann doch unmöglich die Stadt verlassen, ohne eine vorherige Besprechung mit ...“

„Aber, mein Freund, wenn man Sie während Ihrer Besprechung entdeckt und aufgreift. Benutzen Sie den letzten Augenblick.“

„Ganz recht, Baron, aber als je gefährlicher ich meine Stellung erkenne, um so nothwendiger ist eine Besprechung ...“

„Mit wem müssen Sie denn so nothwendig zusammenkommen?“

„Mit dem Capitän Schecta.“

„Was fällt Ihnen ein? mit diesem Wahnsinni-

gen, diesem Narren? Legen Sie denn einen so geringen Werth auf die Sorgsamkeit Ihrer Freunde, auf Ihr eigenes Leben?"

„Ich lege einen unendlichen Werth auf die Sorgsamkeit derjenigen, die mir in meiner großen Noth Wohlwollen beweisen; aber ich habe ein Gewissen, Baron, ein Gewissen, und das verlangt auch sein Recht. Ich kann die Stadt nicht verlassen, ohne zuvor den Capitän Schecta gesprochen zu haben."

„Aber noch einmal, wenn man Sie entdeckt, verhaftet, vor die Commission stellt und zum Tode verurtheilt!"

„Dann geschehe Gottes Wille; aber im Gefängniß könnte ich doch immer Gelegenheit erhalten, mit Schecta zusammenzutreffen, und dann würde ich wenigstens ruhig sterben."

Wrangel hatte diese unerwartete Widersetzlichkeit Larssons nicht in Berechnung gezogen. Einen Augenblick wollte er den Vorschlag machen, nach Schecta zu schicken; aber der unerklärliche Charakter und die Wunderlichkeiten dieses Mannes flößten ihm, zumal in einer so mißlichen Lage, eine gewisse Furcht ein, so daß er diese Idee sogleich wieder fallen ließ. Endlich mußte der Baron dennoch auf Larssons Willen eingehen. Man kam überein, daß Larsson sich, sobald es dunkelte, zu Schecta begeben und erst bei seiner Rückkehr von da nach Ulrichsthal führen lassen sollte.

Es war im Anfang Decembers, und obschon es erst vier Uhr Mittags war, hatte sich doch bereits Dunkelheit über die Straßen der Stadt gelagert.

Der Himmel hatte sich in dicke Wolken gehüllt, und der Schnee fiel in dichten, schweren Flocken herab, welche die Dunkelheit noch vermehrten. Kein Sturm jagte die Wolken, kein Lüftchen wehte. Es war ein solcher nordischer Abend, wo die ganze Welt in eine Wolkensäule eingehüllt scheint, ein solcher Abend, wo beim prasselnden Kaminfeuer sicherlich unsere wundersamsten Märchen gedichtet worden sind.

Im Jahr 1755 hatte die Hauptstadt ein anderes Ansehen als heutzutage. Sind auch seit dieser Zeit manche Paläste dem Erdboden gleich gemacht worden, so sind dagegen andere und herrlichere erstanden. Erst mit den beiden Tessin, Vater und Sohn, hat ein moderner und geschmackvollerer Baustil in Schweden und besonders in der Hauptstadt Wurzel gefaßt. Wir haben schon an einer früheren Stelle gesagt, daß die königliche Familie im Jahr 1753 im jetzigen Schloß eingezogen ist, obschon es noch nicht vollkommen ausgebaut war. Die herrliche Façade des Palastes, der sich so imposant und majestätisch über den Norrström erhebt, dessen ewig rollende Wogen seinen Fuß bespülen, schmückte also schon damals die Residenz. Dagegen wurde der Markt noch nicht durch die Reiterstatue Gustav Adolphs II. verschönt, die erst 1796, am Todestag des Heldenkönigs, enthüllt wurde und dem Platz seinen gegenwärtigen Namen gab.

Mitten im dichten Schneefall sah man zwei Personen die Friedensstraße entlang kommen und auf den Markt der Nordvorstadt zuschreiten. In der Dunkelheit konnte man ihre Kleider nicht sehen, doch würde man davon auch am hellen Tage Nichts entdeckt

haben, weil der Schnee sie gänzlich überzogen hatte. Die beiden Wanderer schüttelten zwar von Zeit zu Zeit ihre Schneedecke ab, allein diese wurde sogleich wieder durch eine neue ersetzt. Zuweilen verdoppelten sie ihre Schritte, zuweilen aber blieben sie stehen und schauten sich ringsum. Ein aufmerksamer Beobachter würde darin ohne Zweifel etwas Verdächtiges gesehen haben; aber die Straße war öde und leer, und die Beiden schienen die einzigen Fußgänger zu sein, die umherstreiften. So kamen sie auf den Markt, und man konnte leicht bemerken, daß sie sich fester an einander schlossen und schneller ausschritten, gleich als wünschten sie so eilig als möglich über ihn wegzukommen. In der Nähe des Wachthauses angelangt, wurde der eine von ihnen heftig auf die Seite gestoßen von einem Manne, der hastig von der Brücke herkam und die beiden Wanderer im Dunkel und im dichten Schneefall nicht eher bemerkt hatte, als bis er mit ihnen zusammengerathen war.

„Was soll das heißen?" fragte der Betroffene, der nicht sogleich merkte, daß der Unbekannte ihn ganz unabsichtlich angestoßen hatte; „lassen Sie uns in Ruhe."

Der Fremde konnte jedoch noch nicht antworten, als bereits, in Folge des Lärms, die Wache ins Gewehr trat und ein Piket aussandte, das, unter dem eigenthümlichen Getöse der Musketen, schnell herankam.

„Still!" flüsterten auf einmal alle Drei, von einem und demselben Gefühl ergriffen. „Still!"

Zugleich zogen sie sich, ohne alle weiteren Bemerkungen, von der Richtung zurück, in welcher man den Trupp kommen hörte.

Der Schnee, der fortwährend in großen Flocken herniederfiel, bildete indeß einen beinahe undurchdringlichen Vorhang um sie her.

Die Patrouille kam mit jedem Augenblick näher.

„Das hätte man vorher wissen können, daß er entwischen würde," brummte einer der Soldaten mit einem groben Fluch.

Merkwürdig genug machten diese Worte auf die drei Personen ganz den gleichen Effect, denn sie schlossen sich, wie von einem und demselben Instinct geleitet, fester zusammen, wie wenn sie gegenseitig Schutz suchen wollten.

Bei dieser Gelegenheit kamen sie einander so nahe, daß sie beim spärlichen Schein einer unfern hängenden Laterne sich genauer betrachten konnten.

Sie hatten alle drei ihre Hüte tief ins Gesicht hereingedrückt und ihre Mantel- oder Rockkrägen hoch aufgeschlagen. Die beiden Ersten, die wir von der Friedensstraße her begleitet haben, trugen, der Eine einen grauen, der Andere einen blauen Mantel, der zuletzt Hinzugekommene dagegen einen dicken Friesrock. Im Uebrigen hatte ihr Aeußeres nichts Auffallendes. Scheu und vorsichtig, voll Angst vor der Patrouille, sahen sie einander, zwischen ihren hoch aufgeschlagenen Krägen hervor, an.

Die beiden Ersten machten eine Bewegung, um weiter zu gehen.

In demselben Augenblick that auch der Friesrock einen Schritt, als wollte er ihnen folgen.

Instictmäßig sahen die beiden Mäntel einander an.

„Lassen Sie uns gehen, meine Herren," sagte

der Friesrock, der ihr Bedenken bemerkte. „Sie haben wahrscheinlich keine große Lust, der Wache in die Hände zu fallen; also vorwärts!“

Die beiden Andern machten auf einmal Front gegen ihn.

„Darin haben Sie vollkommen Recht, daß wir hier keine Zeit zu verträdeln haben,“ versetzte der blaue Mantel; „aber unsere und Ihre Wege haben nicht das gleiche Ziel; also leben Sie wohl, mein Herr!“

Der Friesrock lauschte aufmerksam auf die Stimme.

„Auf Ehre,“ antwortete er, „Sie werden mir nicht leicht einen Weg in der Welt zu nennen wissen, der nicht dasselbe Ziel hätte.“

„Philosophischer Dunst, mein Herr, den Sie vermuthlich nicht verstehen, sondern unverdaut citiren. Es geht manchen Leuten wie den Hunden; die ersteren erschnappen ein Wort in einem Buch, die letzteren einen Knochen auf der Straße; Beide nagen und schaben an ihrem Fund, ohne ihn verschlucken zu können. Sprechen Sie wie ein gewöhnlicher Mensch, mein Herr, und seien Sie überzeugt, daß Sie sich dann am besten präsentiren werden.“

„Nachdem der Blaumantel sich ausgesprochen, wandte sich der Friesrock zu dem Graumantel, als wünschte er auch von diesem eine Erklärung zu vernehmen.

„Mein bester Herr,“ begann er also.

„Jetzt reden Sie vollends gar im Briefstil. Nun also, mein bester Herr . . .“

Aber ein neues: „Ins Gewehr!“ erscholl jetzt wieder von der Wache her, und wie von einer und

derselben Triebfeder in Bewegung gesetzt, eilten sie alle drei nach derselben Richtung. Sie waren indeß noch nicht weit gekommen, als sie schon wieder neue Patrouillen ausschicken hörten.

„Es geht heute sehr lebhaft und rührig zu," begann der Friesrock wieder. „Ich möchte doch wissen, wer der freche Geselle sein mag, der sich so eben auf die Socken gemacht hat. Nach dem gewaltigen Lärm zu schließen, den man seinetwegen aufschlägt, muß er ein wichtiger Mann im Staate sein. Zum Henker, wenn es einer von Ihnen wäre, so könnte ich vielleicht einen guten Fang thun."

Die beiden Mäntel blieben wieder stehen.

„Sie müssen uns hier verlassen," erklärte der Blaue mit der unverkennbarsten Bestimmtheit. „Erfüllen Sie unseren Wunsch nicht gutwillig, so sind wir zwei gegen Einen und stark genug, um Sie zu zwingen. Die Nacht ist dunkel, der Schnee umhüllt uns wie eine Wolke. Wollen Sie uns verlassen oder nicht?"

„Das thue ich nicht. Wenn der Teufel einmal draußen ist und herumgeht, so läßt er seinen Raub nicht gutwillig fahren. Lassen Sie uns lieber Freunde werden, meine guten Herrn, dann will ich Ihnen Etwas sagen."

Die Mäntel blieben unentschlossen stehen.

„Vor allen Dingen muß ich Ihnen bemerken, daß es von sehr geringer Erfahrung zeugt, wenn Sie in Ihrer Lage und so nahe bei der Wache einen Streit anfangen. Ein Ruf aus meinem Munde und . . . Sie verstehen. Wenn man, wie Sie, Allerlei zu fürchten hat, so kann ich Ihnen mit be-

stem Recht zwei Dinge empfehlen; aber Sie errathen gewiß, was ich meine?“

„Nein.“

„Der Friesrock äußerte sich auf eine Art, welche die Anderen zu beruhigen anfing, wenn sie ihnen auch kein volles Vertrauen einflößte.

„Das eine der beiden Dinge, die ich Ihnen empfehlen will, heißt — Kopf, das andere — Bein. Apropos, mein Herr — damit wandte er sich an den Grauen — da Sie die Philosophie zu respectiren scheinen, so dürfte es Sie vielleicht interessiren, zu erfahren, wen ich für den größten Philosophen in der Welt halte.“

Die beiden Mäntel hatten sich inzwischen einander genähert und einige Worte ausgetauscht.

„Der größte Philosoph, den ich kenne,“ fuhr der Friesrock ganz unbekümmert fort,“ gehört dem Paviangeschlechte an und ist also selbst ein wirklicher Pavian, der als Philosoph nichtsdestoweniger für mich eine wahre Autorität, denn er hat eine so weise Auffassung von der Welt, daß er sich beständig mit der einen Tatze am Kopf hält, gleich als ob er ihn jeden Augenblick zu verlieren fürchtete. Es ist nur Schade, daß die Vorsehung ihm den Spuk gespielt hat, seinen Beinen keine Kniekehlen zu geben. Ich rathe Ihnen, meine Herren, meinen Philosophen zum Vorbild zu nehmen, Ihre Köpfe festzuhalten und sich der Kniekehlen zu bedienen, mit denen der liebe Gott Sie in seiner Barmherzigkeit beschenkt hat. Also überzeugen Sie sich zuvor, ob ihre Köpfe noch festsitzen und dann vorwärts, Marsch!“

Sie waren unwillkürlich inzwischen weiter gegan-

gen und befanden sich jetzt am Eingange der Arsenalstraße.

Die beiden Mäntel hatten sich fest an einander geschlossen. Der Friesrock ging in einiger Entfernung.

„Wir sind verloren," flüsterte der Blaue, „hier gilt es, er oder wir!"

„Nein, ums Himmels willen, nein!"

„Hast Du vergessen, wie wir in unserer Jugend verrathen wurden, und denkst Du nicht mehr an Pukes aufopfernde Freundschaft und Untergang?"

„O gewiß."

„Nun . . ."

„Um Alles in der Welt, keine Gewaltthat! lieber liefere ich mich selbst der Wache aus."

In diesem Augenblick legte der Friesrock seine Hände auf die Schultern der beiden Mäntel.

„Brav gesprochen, Larsson!" sagte er, „aber noch bräver sprechen Sie, Schecta. Larsson ist ein guter Mensch, aber Sie, Schecta, sind ein entschlossener Mann. Ich liebe die Entschlossenheit."

Larsson und Schecta, die sich entdeckt und in den Händen eines Unbekannten sahen, welcher jetzt sein Gesicht unter dem eingedrückten Hut noch vorsichtiger verbarg als bisher, starrten einander und ihn an.

„Still!" flüsterte der Friesrock. „Ich höre die Tritte einer neuen Patrouille. Ziehen wir uns hier unter das Thorgewölbe des Reichsraths Eckeblad zurück. Still!"

In diesem Augenblick eilte wirklich eine Patrouille voran.

„Wäre es wenigstens Mondschein!“ meinte einer der Soldaten, „aber ist ja so dunkel, wie unser Commißbrod. Wenn ich Commandant wäre, so dürfte mir Keiner entwischen, außer am hellen Tag. Und wehe demjenigen, der meinen Befehlen nicht gehorchte!“

„Halt's Maul, dummer Kerl!“ antwortete ein Anderer, worauf die Mannschaft in der Dunkelheit verschwand und das Getöne ihrer Tritte allmälig erstarb.

Schecta und Larsson, welche die Nähe der Patrouillen nicht bemerkt hatten, mußten sich selbst gestehen, daß sie der Wachsamkeit des Unbekannten vielleicht ihre Freiheit verdankten. Die Straße war nicht besonders breit, und sie würden sicherlich von den Soldaten aufgegriffen worden sein, wenn der Friesrock sie nicht ins Thorgewölbe hinein gezogen hätte.

„Lassen Sie uns jetzt tüchtig ausziehen, meine Herren,“ sagte der Friesrock, „ich habe noch ein gut Stück Wegs, und es ist verdammt widrig hier. Haben Sie's gehört? es hat so eben halb fünf geschlagen. Die Zeit schreitet schneller voran als wir. Jedenfalls genieren Sie sich meinetwegen nicht, meine lieben Herren. Wenn Sie erlauben, nehme ich sie unter den Arm. Just so, ja! Jetzt bilden wir auch eine Patrouille, drei Mann hoch. Aber Sie müssen die Schleusen Ihres Mundes öffnen, Schecta. Wenn Sie uns das Vergnügen machen wollen, die Welt mit Ihrer Zunge niederzusäbeln, so will ich für Sie meine Augen offen halten. Ah, richtig, Larsson, haben Sie den „ehrlichen Schweden“ von heute ge-

lesen? Er hat es dießmal auf Sie abgesehen. Ihr Kopf wird im Triumph in Stadt und Land umhergetragen. Das Journal bringt nämlich einen merkwürdigen Auszug aus unseren Grundgesetzen."

Schecta und Larsson waren über die ungebetene Gesellschaft keineswegs erbaut. Hatte der Mann ihnen auch einen Augenblick sogar ein gewisses Vertrauen eingeflößt, so zogen sie sich doch bald erschrocken von ihm zurück. Es fiel ihnen nämlich sehr auf, daß er sich vorzugsweise mit der Gefahr zu beschäftigen schien, die über ihren Häuptern schwebte. Die Widerwärtigkeit eines solchen Themas läßt sich leicht denken.

„Wenn," citirte er aus dem Blatt, „ein Reichstagsdeputirter einen anderen durch beschimpfende Worte oder Geberden beleidigt, während sie in Staatsgeschäften beisammen sind, so wird dieß, nach dem Gutdünken des Standes, in welchem das Verbrechen vorkommt, mit Geldstrafe, mit öffentlicher Abbitte oder Verlust von Sitz und Stimme im Reichstag, je nach Beschaffenheit der Sache, bestraft; aber" — und diese Worte betonte er besonders stark — „überfällt ein Deputirter einen andern mit Hieben und Schlägen, so hat er das Leben verwirkt." — Es muß doch verwünscht unangenehm sein, Larsson," fügte er hinzu, „eine solche schlechte Aussicht zu haben. Ich halte es für sehr unklug von Ihnen, daß Sie das Anerbieten des Barons Wrangel nicht angenommen haben. Jetzt wären Sie vielleicht bereits in Ulrichsthal, wo nicht . . ."

„Wer sind Sie, mein Herr?" unterbrach ihn Larsson, der seine Unruhe über ein solches Gerede

nicht länger zu unterdrücken vermochte. „Was wissen Sie von Baron Wrangel und seinem Anerbieten?"

„Wer ich bin? Wenn Sie mich das vor einigen Tagen gefragt hätten, so hätte ich Ihnen mit großer Gewißheit darauf antworten können; aber jetzt weiß ich es wahrlich selbst nicht. Aber auch Sie selbst, Larsson und Schecta, sind Sie nicht zwei bloße Fragezeichen über Ihre eigene Existenz, zwei unbekannte Termini, deren Werth blos mit Hülfe der zwei bekannten Größen von Ihrer Seite, der Commission und des Henkers, ermittelt werden kann? Und was ich von Wrangel und seinem Anerbieten weiß? Was ich weiß? Just, das ist ja die Kunst in unsern Tagen, Alles und doch Nichts zu wissen, und in dieser unaussprechlich glücklichen Lage befinde ich mich."

„Wir spielen ein offenes Spiel, mein Herr," begann jetzt Schecta, überdrüssig der allzu langen Mystifikation; „Sie sehen in unsere Karten, Sie wissen wer wir sind; wir dagegen sehen in Ihre Karten nicht, wir kennen Sie nicht; ich meine, das ist ein falsches Spiel, eine hinterlistige Auflauerei, die uns veranlassen muß, uns Ihrer um jeden Preis zu entledigen. Also noch einmal, mein Herr, verlassen Sie uns."

„Aber wenn ich Ihrem Wunsch nachkäme und Sie verließe, so bin ich überzeugt, daß Sie aufgegriffen würden, bevor Sie ins nächste Gäßchen kämen."

„Wir sind dankbar für Ihre Sorgsamkeit, bitten aber, dieselbe auf Ihre eigene Person zu beschränken."

„Wenn ich Silfverhjelm mit Ihnen vergleiche,"

fuhr der Friesrock fort, „so muß ich aufrichtig sagen, daß er sich zu helfen wußte; aber Sie sind dessen nicht fähig."

„Silfverhjelm?" wiederholte Schecta und Larsson wie aus Einem Munde; „was ist mit ihm?"

Sie wußten beide von seiner Verhaftung, und hofften Etwas von ihm zu erfahren.

„Wissen Sie denn nicht," antwortete der Unbekannte, „daß es ihm gelungen ist, aus seinem Gefängniß zu entspringen? Sie glauben vielleicht, daß die Patrouillen Ihnen zu Liebe umherstreifen? Schmeicheln Sie sich nicht damit; sie thun es Silfverhjelms wegen."

„Silfverhjelms wegen?"

Dieser Umstand verringerte die Gefahr für Schecta und Larsson keineswegs, sondern vergrößerte sie vielmehr. Es lag nämlich auf der Hand, daß die Aufmerksamkeit der Behörden in demselben Maß sich steigern mußte, als die Zahl der zu verfolgenden Flüchtlinge zunahm.

„Silfverhjelm," fuhr der Unbekannte fort, „lebt in der Gegenwart, er sieht und nimmt die Welt wie sie ist, und wenn er einmal losgekommen ist, so wird er sich nicht so leicht wieder aufgreifen lassen. Wenn ich ihn nicht der Justiz überliefere, so thut es Niemand. Aber Sie besitzen zu wenig practischen Verstand, um sich auf eigene Faust frei zu machen. Silfverhjelm einzufangen," fügte er nach einer Weile hinzu, „wird ein wahres Geldgeschäft werden, denn schon so lange er noch gefangen war, hieß es, man würde einen Preis von 3000 Thalern Silbermünze auf seinen Kopf setzen, wenn es ihm gelingen sollte,

zu entwischen. Der Preis auf den Ihrigen, Larsson, ist, glaube ich, nicht so hoch, und Sie, Schecta, sind bis dato keinen Stieber werth. Bedenken Sie, wenn man vielleicht bald jeden von Ihnen zu 3000 Thalern ansetzte! ich bin überzeugt, daß es so weit kommen wird. Inzwischen wird sich ein kluger Kerl wohl hüten, Sie jetzt schon beim Kopf zu nehmen, sondern er läßt Sie vorläufig im Mastwald herumgehen, bis Sie genau geschützt sind. Wissen Sie, was ich deßhalb jetzt thue?"

„Nein."

„Ich treibe Sie für meine eigene Rechnung auf die Weide."

Dem Capitän stieg das Blut ins Gesicht.

„Sie sprachen von Silfverhjelm," bemerkte er indeß, vielleicht um seine eigenen düstern Gedanken los zu werden; „was wollten Sie von ihm sagen?"

„Ich nannte ihn blos, um eine Vergleichung mit Ihnen anzustellen. Sie, Schecta, sind zu sehr ein politischer Eulenspiegel, ein haltloses Irrlicht, ein Hofnarr oder vielmehr ein Gesellschaftsnarr, als daß ich Sie vernünftiger Weise auf der Straße über sich selbst aufklären könnte. Ebenso verhält es sich auch mit Ihnen, Larsson. Sie können nicht leugnen, daß Sie ein gar zu gewissenhafter und ehrlicher Mann sind, um über sich selbst recht klar zu sein. Und da ich jetzt ein armer Teufel bin, der Sie, wie Sie bereits gehört haben, für die Zukunft auf circa 3000 Thaler schätzt, so begreifen Sie, wie viel Grund ich habe, mich Ihrer auf's Zärtlichste anzunehmen. Es ist ja ganz natürlich, daß man seinen Capitalien die größte Sorgfalt widmet: mit Ihnen und Silfver-

hjielm glaube ich eine Totalsumme von wenigstens 9000 Thalern zu besitzen. Nicht wahr, ein recht schönes Geschäft, ganz abgesehen von der Ehre, die dabei zu gewinnen ist?"

Während der Unbekannte sprach, lief Schecta und Larsson einmal um's andere der kalte Schweiß über den Rücken. Vergebens fragten sie sich, wer er sein und woher er kommen möge. Dieser diabolische Plan machte ihre Gedanken erstarren.

„Sie, Schecta," fuhr der Unbekannte fort, „sind nicht eigentlich mit Diogenes selbst, wohl aber mit seinem nicht minder berühmten Fasse zu vergleichen, denn mitunter poltern Sie mit dem einen oder andern Einfall so heraus, als ob wirklich ein echt cynischer Geist wenigstens einmal in Ihnen gelegen und sich gesonnt hätte. Beurtheile ich Sie vielleicht nicht richtig? Unsere Zeit ist ja überhaupt blos ein Geschnarche oder Gähnen, im Vergleich mit der Herrlichkeit früherer Zeiten. Das ganze Menschengeschlecht um uns her scheint mir so auszusehen, als ob es blos seinen Rausch von den luculliſchen Genüssen aller entschwundenen Größe ausschlafen wollte. Bedenken Sie, wie es in seinem Katzenjammer, oder wenn es wieder nüchtern geworden ist, dreinschauen wird. Ja, ich sage es noch einmal, die Gesellschaft ist jetzt nur noch ein taumelnder Schatten der Vorzeit. Vergleichen Sie einmal die römischen Senatoren mit den unsrigen. Letztere sehen beständig aus, als ob sie sich an nichts Anderes erinnerten, als daß die Gänse es waren, die das Capitol retteten. Aber um auf Sie zu kommen, Larsson, so bedaure ich aufrichtig, daß es Ihnen nicht gelungen ist, diesem Hakansson

Ihre politischen Ansichten nach alt schwedischer Manier einzuklopfen, denn bei solchen Gewürzen, wie Sie anwandten, wäre er sicherlich in den herrlichsten Ochsen, einen wahren Reichstagsochsen verwandelt worden; aber bei der gegenwärtigen Sachlage müssen Sie sich jetzt mit weiser Ergebung in Ihr Schicksal fügen, und mir erlauben, ein gutes Geschäft mit Ihnen zu machen."

Weder Schecta noch Larsson antworteten. Sie verdoppelten blos ihre Schritte. Man traute damals andern Leuten nicht sonderlich viel Gutes zu, und die Absichten, die der Unbekannte ausgesprochen, hatten just nichts Unwahrscheinliches. So lange eine Partei die Macht besaß, und man ihr angehörte, traute man ihr auch; aber unter Privatpersonen bestand kein Vertrauen mehr, die Corruption hatte es gänzlich untergraben. Man hielt sich an einem politischen Fahnenzipfel fest, aber man setzte keinen Glauben in die Ehre und Redlichkeit Anderer. Seit Carls XII. Zeiten hatte das politische Leben zu viele Abgründe eröffnet, als daß man darin nicht schreckliche Warnungen hätte erblicken müssen.

„Aber, meine lieben Herren," begann der Friesrock wieder, „Sie sind doch verwünscht langweilig. Zwei so angesehene Männer, wie Sie, sollten doch auch etwas unterhaltender und interessanter sein können. Ich suche meine Worte möglichst pikant zu setzen, und biete Alles auf, um Ihnen Freude zu machen, aber ich kann kein Wörtchen über Ihre Lippen locken. Vielleicht wünschen Sie, daß ich von Silfverhjelm sprechen soll? Ich kann Sie versichern, daß er, obschon er ebensoviel Kummer hat, wie Sie,

die Sache ganz kalt nimmt, und auch in dem bösen Augenblick etwas Gutes zu finden weiß."

„Wissen Sie, wie es ihm gelungen ist, zu entwischen?"

„Ja, ganz genau. Als man ihn verhaftete, umgab man ihn mit einer sehr ansehnlichen Ehrenwache, aber er wußte recht gut, wie man solche Bursche behandeln muß, er lachte und schwatzte mit ihnen, so daß sie zuletzt ihre größte Freude an ihm hatten. Kennen Sie Stina Irmark?"

„Habe nicht die Ehre."

„Um so besser für die Dirne. Stina ist ein superbes Mädchen, und Silfverhjelm hatte sie nicht umsonst zu seiner Bedienung auserseben. Schlau und verschlagen wie der Teufel, gab sie ihm einen Wink, daß die Wache heute Abend theils bestochen, theils leicht an der Nase herumzuführen sei, und als es auf der großen Kirche Vier schlug, nahm der Herr Leibtrabant den Finkenstrich. Das Schicksal, das die Wache trifft, wenn sie ihn nicht wieder erwischt, wird ihm gewiß sehr tief zu Herzen gehen; aber inzwischen ist er frei. Es war ein sehr lustiges Abenteuer, das er auf dem Schlosse hatte. Einer der Köche dort heißt Schnabel, gewiß ein sehr drolliger Name, der ihn indeß nicht verhindert, ein reizendes Weibchen zu besitzen, die hübsche Anna, bei welcher Silfverhjelm mit Sicherheit auf ein Asyl hoffen durfte. Aber so angenehm es sein mag, so ist es doch auch sehr gewagt, bei fremden Weibern Zuflucht zu suchen, und Silfverhjelm mußte sich bald zur einen Thür hinausschleichen, als der Mann zur andern hereinkam, und bei dieser Gelegenheit

Ihre politischen Ansichten nach alt schwedischer Manier einzuklopfen, denn bei solchen Gewürzen, wie Sie anwandten, wäre er sicherlich in den herrlichsten Ochsen, einen wahren Reichstagsochsen verwandelt worden; aber bei der gegenwärtigen Sachlage müssen Sie sich jetzt mit weiser Ergebung in Ihr Schicksal fügen, und mir erlauben, ein gutes Geschäft mit Ihnen zu machen."

Weder Schecta noch Larsson antworteten. Sie verdoppelten blos ihre Schritte. Man traute damals andern Leuten nicht sonderlich viel Gutes zu, und die Absichten, die der Unbekannte ausgesprochen, hatten just nichts Unwahrscheinliches. So lange eine Partei die Macht besaß, und man ihr angehörte, traute man ihr auch; aber unter Privatpersonen bestand kein Vertrauen mehr, die Corruption hatte es gänzlich untergraben. Man hielt sich an einem politischen Fahnenzipfel fest, aber man setzte keinen Glauben in die Ehre und Redlichkeit Anderer. Seit Carls XII. Zeiten hatte das politische Leben zu viele Abgründe eröffnet, als daß man darin nicht schreckliche Warnungen hätte erblicken müssen.

„Aber, meine lieben Herren," begann der Friesrock wieder, „Sie sind doch verwünscht langweilig. Zwei so angesehene Männer, wie Sie, sollten doch auch etwas unterhaltender und interessanter sein können. Ich suche meine Worte möglichst pikant zu setzen, und biete Alles auf, um Ihnen Freude zu machen, aber ich kann kein Wörtchen über Ihre Lippen locken. Vielleicht wünschen Sie, daß ich von Silfverhjelm sprechen soll? Ich kann Sie versichern, daß er, obschon er ebensoviel Kummer hat, wie Sie,

die Sache ganz kalt nimmt, und auch in dem bösen Augenblick etwas Gutes zu finden weiß."

„Wissen Sie, wie es ihm gelungen ist, zu entwischen?"

„Ja, ganz genau. Als man ihn verhaftete, umgab man ihn mit einer sehr ansehnlichen Ehrenwache, aber er wußte recht gut, wie man solche Bursche behandeln muß, er lachte und schwatzte mit ihnen, so daß sie zuletzt ihre größte Freude an ihm hatten. Kennen Sie Stina Irmark?"

„Habe nicht die Ehre."

„Um so besser für die Dirne. Stina ist ein superbes Mädchen, und Silfverhjelm hatte sie nicht umsonst zu seiner Bedienung ausersehen. Schlau und verschlagen wie der Teufel, gab sie ihm einen Wink, daß die Wache heute Abend theils bestochen, theils leicht an der Nase herumzuführen sei, und als es auf der großen Kirche Vier schlug, nahm der Herr Leibtrabant den Finkenstrich. Das Schicksal, das die Wache trifft, wenn sie ihn nicht wieder erwischt, wird ihm gewiß sehr tief zu Herzen gehen; aber inzwischen ist er frei. Es war ein sehr lustiges Abenteuer, das er auf dem Schlosse hatte. Einer der Köche dort heißt Schnabel, gewiß ein sehr drolliger Name, der ihn indeß nicht verhindert, ein reizendes Weibchen zu besitzen, die hübsche Anna, bei welcher Silfverhjelm mit Sicherheit auf ein Asyl hoffen durfte. Aber so angenehm es sein mag, so ist es doch auch sehr gewagt, bei fremden Weibern Zuflucht zu suchen, und Silfverhjelm mußte sich bald zur einen Thür hinausschleichen, als der Mann zur andern hereinkam, und bei dieser Gelegenheit

wäre er beinahe einer bereits herumziehenden und auf ihn fahndenden Patrouille in den Rachen gelaufen. Glücklicher Weise warf er sich bei Zeiten in einen dunkeln Gang und nahm seine Zuflucht nach einer der Treppen im Schlosse. Dreist und keck wie er ist, würde er vielleicht im Berathungssaal selbst ein Asyl gesucht haben, wenn er nicht oben auf der Treppe eine köstliche kleine Bekanntschaft entdeckt hätte, die schöne Clara, wie sie im Schloß genannt wird, die ihn sogleich ins nächste Zimmer einließ. Sie hätten indeß sehen sollen, meine lieben Herren, wie das arme Kind zugleich erröthete und lächelte, als sie sich mit diesem Erzabenteurer allein sah, aber unglücklicher Weise dauerte ihr tête à tête allzu kurz, denn beinahe im selben Augenblick kam aus dem innern Cabinet die Inhaberin dieses Zimmers, die allerliebste Alma Creutz, heraus. Die Wache hatte inzwischen Silfverhjelm die Treppen hinauf verfolgt, und nicht ohne Herzklopfen hörte er, wie sie an der Thür vorbei rannte. Die beiden Mädchen, die auf seine Rettung sannen, drückten ihm ein Empfehlungsbriefchen an einen ehrlichen Schmied in die Hand, und damit verließ er sie wieder eben so schnell, wie er gekommen war. Als ich auf Sie stieß, war ich ihm so nahe, daß ich ihn mit der Hand hätte greifen können, wenn ich ihn nicht auf eine bessere Gelegenheit aufsparen wollte. Aber da das Glück mich heute Abend so auffallend verfolgt, daß ich auch Sie entdeckt habe, so war mein Entschluß sogleich gefaßt, denn Sie sehen wohl ein, daß 9000 Thaler etwas ganz anderes sind, als 3000. Daß Silfverhjelm mir nicht entkommt, weiß ich ganz

bestimmt, ich kenne seine Marschroute . . . jetzt muß ich nur noch dafür sorgen, daß auch Sie mir nicht entwischen."

„Rechnen Sie nicht allzu sicher darauf."

Während dieses Gesprächs war man rasch vorangeschritten und bis in die Neubrückstraße gekommen, da blieb der Unbekannte auf einmal stehen.

„Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen," sagte er, „einen guten Vorschlag. Ich habe Ihnen so viel gesagt, daß Sie wohl einsehen müssen, daß ich ein Geschäftsmann bin, der in Ermanglung besserer Waaren mit fremden Köpfen Handel treibt. Aber jetzt fällt mir Etwas ein, was die Sache weit bequemer machen und auch Ihnen einen bedeutenden Vortheil verschaffen könnte."

Schecta und Larsson hatten sich wieder näher an einander geschlossen und, während der Unbekannte unaufhörlich schwatzte, eine Gelegenheit wahrgenommen, einige Worte zu wechseln.

Diesmal muß Schecta's Rath nicht so halsbrechender Natur gewesen sein, denn Larsson drückte ihm mit sichtlicher Befriedigung die Hand.

„Ich kann Ihnen schwören," fuhr der Unbekannte fort, „daß ich ein rechtschaffener, ehrlicher Mann bin. Auch mein Vorschlag wird Ihnen das beweisen. Antworten Sie mir, wollen Sie mir Ihr Leben abkaufen? Ich werde dann meine Forderung von 3000 Thaler per Stück auf 2000 ermäßigen. Was sagen Sie dazu?"

„Nichts; aber lassen Sie uns nicht hier stehen bleiben, sondern weiter gehen."

„Mein Anerbieten behagt Ihnen nicht, nun

gleichviel; wollen Sie mich etwa lieber für jede Stunde, oder vielleicht besser für jeden Tag, wo ich Sie nicht angebe, bezahlen? Lassen Sie mich hören, wie hoch taxiren Sie eine Stunde in Ihrem Leben?"

Weiter kam der Unbekannte nicht in seiner Rede. Schecta und Larsson ergriffen ihn auf einmal am Kragen und schleuderten ihn ohne Weiteres in den nächsten Schneehaufen.

„Brav gemacht!" rief der Friesrock, während er noch taumelte; „ein guter Einfall, Schecta, ein verdammt guter Einfall, den ich Dir aber bei nächster Gelegenheit bezahlen werde."

Als er sich endlich wieder aus dem tiefen Schnee aufraffte, waren Larsson und Schecta schon weit.

Unser unbekannter Abenteurer schien inzwischen die Sache ganz ruhig zu nehmen. Brummend und wieder lachend eilte er noch ein Stück weit die Straße aufwärts. Auf einmal hörte er das unangenehme Gerassel von Gewehren dicht hinter sich. Er blieb stehen und horchte: es war eine Patrouille, die herankam. Als er sich davon überzeugt hatte, zog er von Neuem rasch aus, ging jedoch bald von der Straße ab und warf sich in's nächste Quergäßchen.

Hier schollen ihm vom nächsten Haus schmetternde Hämmertöne aus einer Schmiede entgegen, und da die Thüre offen stand, so verschwand er im dunkeln Gewölbe. Die Thüre schließen und den Riegel vorschieben, war das Werk eines Augenblicks; aber kaum war es auch geschehen, als die Wache außen stehen blieb und im Namen des Königs Einlaß verlangte.

Unser unbekannter Abenteurer horchte inzwischen nicht auf den Befehl, sondern eilte von der Thüre hinweg in die Schmiede hinein.

Als er da eintrat, standen drei oder vier Männer mit Schlegeln vor ihren Ambosen. Während die Schlegel erdröhnten und das glühende Eisen, wie im Zorn, sprühende Funken um sich warf, sang Alexander:

Kein Fürst ist geschnitten aus älterem Holz
Als der Schmied, keck und stolz.
Klang, klang, klingeri, klang, klang!
Vom Herd wie ein Held
Sprang leuchtend der erste Blitz in die Welt.

„Ein Wort, Meister Alexander!" unterbrach ihn jedoch der neuangekommene, sicherlich unerwartete Gast; „ich komme mit freundlichen Grüßen von Ihrer schönen Braut, der hübschen Clara."

Hätte es auch donnergleich in der Schmiede getost, so würde dieser Name, selbst wenn man ihn nur geflüstert hätte, doch sicherlich zu Alexanders Ohren gedrungen sein. Er legte den Schlegel weg und schaute auf. Die Uebrigen ließen sich jedoch durch diese Unterbrechung in ihrer Arbeit nicht stören, sondern fuhren mit ihrer betäubenden Schlegelmusik fort. Als Alexander sich dem Unbekannten näherte, überreichte ihm dieser einen Brief. Als der Schmied ihn geöffnet hatte und die Hand erkannte, flog ein Schimmer von unbeschreiblicher Seligkeit über sein Gesicht. Als er ihn gelesen, legte er ihn sorgfältig zusammen, steckte ihn in sein Schurzfell und betrachtete den Unbekannten mit einem klugen und ernsten Blick.

„Sie fürchten sich vielleicht, Fräulein Claras Wunsch zu erfüllen," bemerkte der Friesrock, „dann sagen Sie es nur sogleich, denn die Gefahr schwebt ober meinem Haupte, die Wache steht — Gott verdamme sie — bereits vor der Thüre."

„Um so besser," antwortete Alexander, „je größer die Gefahr, desto größer der Muth . . . geh' her, Jonsson . . . zieh' Dein Schurzfell aus. Wie Du auch heißen magst, mein Junge," fügte er gegen den Unbekannten hinzu, „Deine Empfehlung gefällt mir, Du hättest keine bessere haben können... also komm' nur her, lieber Sven, — denn so heißest Du ja doch — zieh' Jonsson's Schurzfell an, und jetzt einen Hut her, Jungen, einen tüchtigen Schmiedshut! — der Deine ist zu fein, Sven, wirf ihn in die Ecke dort, und jetzt nimm einen Schlegel in die Hand, damit ich sehe, wie Du Dich anlässest . . . gut, Sven, Du hast Kraft für Zweie . . ."

Nach dem Ausdruck von Freude und Befriedigung zu schließen, der aus dem Gesicht des Neuangekommenen leuchtete, gefiel ihm Alexanders rasche und entschlossene Handlungsweise sehr wohl. Gierig greift er nach der schwarzen Schürze und band sie um; mit nicht minderem Wohlgefallen setzte er den zerlumpten Hut auf, nachdem er seinen eigenen in die Ecke geschleudert.

„Seht, Jungen," sagte Alexander zu den übrigen Arbeitern, „ich habe Euch jetzt einen neuen Kameraden gegeben, der uns am Ambos keine Schande machen wird."

Und nun regten sich wieder alle Schlegel, und Alexander sang:

Doch wie das Eisen dem Hammer sich schmiegt,
Vom Schmiede besiegt,
Klang, klang, klingeri, klang, klang!
So beugt sich der Mann
Gefällig der Maid, die sein Herz gewann.

Inzwischen wurde die Thüre der Schmiede aufgestoßen und Soldaten zeigten sich an der Schwelle; aber Alexander sang beim Tact der Schlegel weiter und schien die Ankommenden nicht zu bemerken.

Ja frischer schlägt wohl kein männliches Herz
Als die Hämmer auf's Erz.
Klang, klang, klingeri, klang, klang!

Inzwischen trat der Anführer des Trupps zu ihm vor, und als er seinen Freund Daniel Schedvin, Claras Bruder, in ihm erkannte, nickte er ein freundliches Willkommen, ohne jedoch seinen Gesang zu unterbrechen:

Wie die Funken so sprüh'n,
Da fühl' ich als Mann unter Männern mich kühn.

„Willkommen, Daniel," redete er dann seinen alten Freund an, „ich glaubte schon, Du hättest mich ganz vergessen; das ist ja ein höchst seltener Besuch. Aus lauter Artigkeit gegen Dich will ich daher jetzt meinen Schlegel weglegen, um Dir die Hand zu drücken. Aber Ihr, Jungen," fuhr er gegen seine Gesellen fort, „nur brav im Tact geblieben — die Schlegel haben denselben Marschtact wie ein Soldatentrupp — jetzt müßt Ihr auch für mich arbeiten. Komm' jetzt her, Daniel, laß' Dir die Hand drücken;

aber zum Henker, was sehe ich? Ich glaube, Du hast Deine ganze Compagnie mitgebracht . . ."

„Ohne Scherz, Alexander, dießmal komme ich in einer Dienstangelegenheit."

„Zu mir?"

„Die Sache ist die. Es ist heute ein Staatsgefangener aus seiner Haft entsprungen, und wir haben bis an das Eckhaus hier seine Spur verfolgt, da aber ist er uns auf einmal aus den Augen entschwunden; da wir nun zu gleicher Zeit die Hausthüre hier rasch zuschlagen hörten, so sind wir auf die Vermuthung gekommen, er habe hier eine Zuflucht gesucht. Wir klopften also mit den Kolben, aber Du hörtest Nichts."

„Wenn die Schlegel gehen, Daniel, dann hört ein Schmied Nichts, so wenig als der Auerhahn, wenn er falzt. Aber wie konntest Du in dieser Finsterniß und bei diesem dicken Schneefall eine Menschenspur verfolgen? Draußen sieht man ja kaum die Hand vor seinen Augen."

„Hat man den Teufel einmal auf's Korn genommen, so läßt man ihn nicht so bald los. Der Dienst spornt auch wunderbar. Ich war auf der Schloßwacht, als die Flucht gemeldet wurde. Nachdem der Lieutenant den andern Wachen Ordres zugeschickt hatte, rief er mich herein. — Daniel, sagte er, Du bist ein flinker Satan, aus dem man Etwas machen kann. Wir alle haben unsere Augen auf Dich geheftet, und die Korporalsepauletten, vielleicht noch mehr, sind Dir sicher, wenn Du Dich jetzt als ein tüchtiger Kerl zeigst. Höre mich aufmerksam an. Ich habe einen Wink erhalten, wo der Gefangene Schutz

gesucht hat; aber man muß klug zuwege gehn, denn er ist bei einem Weib, und die Weiber sind listig, wie Du wohl weißt. — Genug, ich erhielt meine Befehle, und denke Dir, der Flüchtling hatte sich in's Schloß selbst, zur Frau des Kochs Schnabel, Anna heißt sie, geflüchtet. Ich nahm schnell einige Kameraden mit, aber da ging es, wie der Lieutenant fürchtete, denn während wir an die eine Thüre pochten, machte er sich zur andern hinaus, und er würde mir sicher entwischt sein, wenn ich nicht mein Gewehr meinen Kameraden gelassen und ihn allein verfolgt hätte. Wie ein Wirbelwind surrte er Treppe auf und Treppe ab, indem er bald meinen Augen entschwand, bald sich wieder zeigte . . . ja, eine Weile glaubte ich sogar seine Spur gänzlich verloren zu haben; aber da hörte ich wieder Tritte, eilte voran und erkannte meinen Mann, der jetzt in den Schloßhof hinab und sodann zum nördlichen Thor hinaus sprang. Aber ich war auch nicht faul. Ich sah indeß nur zu gut, daß ich ihn nicht allein festnehmen konnte, und hatte bereits beschlossen, ihn blos hartnäckig zu verfolgen. Als ich auf den Markt der Nordervorstadt hinabkam, hatte die Wache dort bereits Nachricht erhalten und war ihrerseits ebenfalls beschäftigt, Patrouillen auszuschicken, und da ich jetzt beinahe zu fürchten anfing, er möchte mir entkommen, so wurde ich um so vorsichtiger. Vermuthlich um den Nachforschungen zu entgehen, zog der Flüchtling auf dem Markt mit einigen andern Personen herum. Ich beschloß ihnen zu folgen . . ."

„Allein?"

„Erst hier in der Quergasse, und als ich bemerkte,

daß die zwei andern Bursche sich entfernten, schloß ich mich an ein zufällig heranrückendes Piket an, und . . . just da verschwand er."

„Kennst Du den Gefangenen von Aussehen?"

„Sehr gut."

Alexander war nicht ohne Bangigkeit, behielt jedoch gute Miene.

„Wie war er gekleidet?"

„Er trug einen gewöhnlichen gelben Friesrock."

„Und Du sagst, er sei im Thore hier verschwunden?"

„Ich kann es nicht mit Gewißheit behaupten; aber sag' mir, war vielleicht Jemand von hier draußen und hat die Thüre zugeschlagen?"

„Nein."

„Dann müssen wir ihn hier haben. Die Thüre konnte doch nicht von selbst zugehen."

„Aber ich wohne nicht allein hier im Hause."

„Das ist wahr, meine Mutter wohnt auch hier. Als sie die Kolbenschläge an der Thüre hörte, kam sie selbst herab und öffnete, und sie wußte von Nichts."

„So laß uns auf den Hof hinaus gehen und nachsehen. Vielleicht hat er sich in irgend einen Winkel des Hauses verkrochen."

„Wir haben bereits draußen untersucht, Alexander."

Daniel warf von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick in der Schmiede umher.

„Alexander," begann er wieder, „lässest Du nicht gewöhnlich die Schmiedethüre offen stehen?"

„Im Winter nicht."

„Nicht?"

Alexander kannte Daniel zu gut, um nicht zu bemerken, daß er Argwohn schöpfte. Unter Anderem sah er, wie er einen seiner Arbeiter um den andern scharf in's Auge faßte. Glücklicher Weise wurde das Gesicht des so eben in einen Schmied umgewandelten Fremden durch den einen herabfallenden Lappen des schmutzigen Hutes bedeckt, so daß ein tiefer Schlagschatten darüber fiel. Aber Daniel hielt auch diesen Schatten fest im Auge und schien mit seinem Blick das Dunkel durchdringen zu wollen. Uebrigens ließ er sich keine Veränderung anmerken. Er war kalt und ruhig, wie er sich seinen Freunden gewöhnlich zeigte.

„Du kannst wohl begreifen, Daniel," bemerkte Alexander, „daß ich mich mit keinem Staatsgefangenen einlasse. Ich werde," fügte er scherzend hinzu, „immer mehr Geld verdienen, wenn ich Ketten für sie schmiede, als wenn ich sie daraus erlöse."

„Das ist wohl möglich," meinte Daniel, „aber was ist denn das für ein Bursche? Er schlägt manchmal mit dem Schlegel daneben."

„Das ist ein neuer Geselle, Daniel, der aber ein tüchtiger Arbeiter zu werden verspricht."

„Ich sehe, daß Du jetzt wieder einen neuen Gesellen hast, also fünf, Du bringst es zu Etwas, Alexander. Sehe ich recht, so trägt er einen Friesrock . . . einen gelben Friesrock."

„Und ein Schurzfell, mein Lieber."

„Ich sehe das . . ."

Daniels Blick verwandte sich nicht mehr von dem Friesrock.

„Alexander," begann er indeß nach einer kurzen Pause wieder, „so Gott will, sollen wir ja einmal Schwäger werden."

„Ich hoffe es."

„Du begreifst also, daß wir beide einander lieben, daß wir einander nützlich sein müssen und nicht schaden dürfen."

„Natürlich."

„Es ist für meine Zukunft von großer Wichtigkeit, daß ich den Gefangenen nicht entwischen lasse."

„Das hast Du mir schon gesagt."

„Es würde auch Dich in's Verderben stürzen, wenn ich den Gefangenen hier träfe."

„Meinst Du?"

„Schicke deßhalb diesen Mann hier mit irgend einem Auftrag aus, damit ich ihn außerhalb Deiner Werkstatt festnehmen kann."

„Diesen Mann hier? Was willst Du damit sagen? Glaubst Du, daß er . . ."

„Thu' um was ich Dich bitte, Alexander; aber klug und still, damit die übrigen Soldaten Nichts merken."

„Aber ich versichere Dich . . ."

Daniel antwortete Nichts, sondern begab sich zu dem Friesrock und hob den Lappen seines Schlapphutes auf.

„Sie sind erkannt," sagte Daniel. „Machen Sie keinen Scandal, Herr."

Silfverhjelm stand unbeweglich.

Die Schlegel erdröhnten, und die Dunkelheit in der Schmiede wurde blos durch das Feuer von der Esse und die Funken, die vom heißen Eisen aus-

sprühten, erhellt. Einen Augenblick verzagte Alexander und Claras Brief brannte ihn auf der Brust, aber bald leuchtete wieder ein Strahl in seiner Seele.

„Ein Wort, Daniel," bat er. „Noch kennt Niemand außer uns beiden das Geheimniß, Du sagst, Du habest eine Beförderung zu erwarten?"

„Ja."

„Aber hast Du etwa die Person vergessen, welche Dir den Ring schenkte, den Du an Deiner Hand trägst?"

„Die Königin?"

„Der Mann, den Du verhaften willst, ist einer der Freunde der Königin."

„Nicht möglich. Man hat mir vielmehr gesagt, er sei einer der Feinde des Vaterlandes."

„Aber wenn ich dies beweisen kann, daß er einer der Freunde der Königin ist?"

„Davon kannst Du mich nicht überzeugen."

„So glaub' es Deiner Schwester."

„Sie ist ein närrisches Kind."

„Lies diesen Brief."

Und Alexander reichte ihm das Schreiben seiner Schwester.

„Wahrhaftig," sagte Daniel, als er den Brief gelesen hatte, „ich sehe, daß meine Schwester sich erfrecht hat, im Namen der Königin eine Freistatt für den Ueberbringer von Dir zu verlangen, aber das beweist Nichts. Du weißt selbst am Allerbesten, daß man auf Clara's Geplauder nicht sonderlich viel halten kann."

Alexander fühlte sich beleidigt.

„Du sprichst wie ein Bruder."

„Und Du denkst wie ein Verliebter."

„Du verlangst also den Gefangenen heraus?"

„Ja, im Namen des Königs, da Du ihn im Namen der Königin vertheidigen willst."

„Du wolltest also der Königin zu Liebe Nichts thun?"

„O gewiß, Alles, wenn ich nur wüßte, daß es ihr nützen könnte. Aber dieser Brief da ist blos ein launischer Einfall eines kindischen Mädchens. Du wirst mir niemals weiß machen, daß die Königin einem solchen Kinde ein wichtiges Geheimniß anvertraue."

„Aber ich bin vollkommen davon überzeugt. Clara ist ein Mädchen, wie es wenige gibt."

„Das ist etwas Anderes, Alexander. Aber folge jetzt meinem Rath und schicke den Gefangenen auf den Hof hinaus."

„Du bist grausam."

„Ich thue blos meine Pflicht."

„Um einer lumpigen Beförderung willen."

„Meiner Ehre zu Lieb."

„Aber wie kannst Du in diesen Brief Zweifel setzen?"

„Just darum, weil ich meine Schwester kenne und weiß, daß sie das ganze Leben blos als einen heitern Scherz auffaßt."

„Aber die andere Unterschrift?"

„Welche andere?"

„Hast Du die Nachschrift nicht gelesen?"

„Laß sehen."

Er las:

„Ich stimme in Clara's Bitte mit ein: Retten Sie ihn."

Darunter stand gezeichnet: Fräulein Alma Creutz.

Daniel wechselte die Farbe. Ein hastiges Zittern fuhr ihm durch die Glieder. Seine Brauen zogen sich zusammen, aber sein Blick strahlte lebhafter als je. Einen Augenblick stand er unbeweglich und still da, aber sein Auge haftete starr auf dem Briefchen. Sein Entschluß war gefaßt.

„Dieses Billet," erklärte er, „darf nicht hier gefunden werden. Fiele es in fremde Hände, so könnte es meiner Schwester schaden . . . es könnte großes Unglück über sie bringen. Begreifst Du das, Alexander?"

Und er warf das Billet auf den brennenden Herd, wo es augenblicklich von den Flammen verzehrt wurde. Ein Seufzer hob seine Brust, als blos die Asche übrig blieb.

„Kommt herein, Kameraden!" rief er dann den übrigen Soldaten zu.

„Um Gottes willen, was machst Du?" fragte Alexander.

„Fürchte Nichts," erwiederte Daniel. „Schaut nach, Kameraden," fügte er dann gegen seine Krieger hinzu, „ob hier Niemand versteckt ist. Lasset keinen Winkel ununtersucht. Seht Ihr Jemand?"

„Nein, Niemand."

„So stellt Euch auf und laßt uns jetzt weiter marschiren."

Die Patrouille hatte sich indeß noch nicht entfernt, als Frau Schedvin mit aufgeregter und verstörter Miene hereinkam.

Unzufrieden mit der ganzen Welt, wie sie war, fuhr sie erschrocken von ihrem Platze auf, als die Soldaten bei ihrer Ankunft so fürchterlich ans Thor pochten. Eine Weile glaubte sie, daß, wie gewöhnlich, einer der Schmiedegesellen öffnen würde; aber als das Gepolter andauerte, ging sie voll Zorn und Aerger selbst hinab, um sich über die Ursache des ungewöhnlichen Lärms zu erkundigen. Zu ihrem großen Verdruß entdeckte sie jetzt ihren Sohn an der Spitze der Unruhestifter, und alle seine Vorstellungen, daß er seiner Ordre gemäß nicht anders handeln könne, ja sogar, im Fall man ihm den Eintritt verweigerte, genöthigt sein würde, mit Gewalt einzubrechen, vermochten das übellaunige Weib nicht zu besänftigen. Aber Daniel betrachtete sich jetzt weniger als Sohn, denn als Patrouillenführer, der auf höheren Befehl handeln müsse; er stellte einen Posten an die Thüre, durchsuchte den Hof, dann trat er ruhig und pflichtgemäß in die Schmiede ein.

Frau Schedvin konnte jedoch ihren Aerger über dieses Benehmen nicht bemeistern. Die kalte Haltung, die Daniel angenommen, hatte sie ganz besonders verdrossen. Noch niemals war er ihr so begegnet. In seiner Pflichterfüllung erblickte sie eine höhnische Verachtung, welche sie nicht zu ertragen vermochte. Sie wartete daher im Thorweg, bis er aus der Schmiede herauskäme, und wollte dann ihren ganzen Zorn über ihn ausschütten. Aber während sie noch dastand, entdeckte sie Etwas, das ihre Auf-

merksamkeit im höchsten Grade anzog. Der Leser erinnert sich noch aus der Geschichte, welche die alte Frau vor Kurzem Amanda erzählte, daß der innere Theil des Hofes eine unterirdische Wohnung enthielt, von welcher, wie sie glaubte, sowohl ihres Mannes, als ihr eigenes Unglück ausgegangen war. Seit dieser Zeit hatte besagte Wohnung fortwährend öde und leer gestanden, ein feuchtes, den Zerstörungen der Zeit überlassenes Nest. Aber o Wunder! während sie jetzt auf der Thorschwelle stand, sah sie ein schwaches Licht von dem niedrigen Fenstergitter her schimmern. Im Anfang wollte sie ihren Augen kaum trauen, aber das Licht schimmerte unaufhörlich, und sie konnte bei einem so überzeugenden Beweis nicht länger zweifeln. Aber was mochte es wohl bedeuten? Sie schritt langsam über den Hof hin, trat näher und sah wirklich, daß im Keller unten ein Licht brannte. Sie neigte sich hinab und untersuchte das Gitter. Es war im Verlauf der Jahre noch tiefer in die Erde eingesunken. Die ehemaligen Fensterscheiben existirten indessen nicht mehr, und der Wind heulte in der Oeffnung. Sie konnte jetzt nicht mehr bezweifeln, daß sich unten auch Menschen befinden mußten; aber sie wollte sich doch genau davon überzeugen, ehe sie andere Leute dazu rief. Sie hatte von Daniel gehört, daß er einen entflohenen Staatsgefangenen verfolge, und dadurch entstand bei ihr natürlich der Gedanke, derselbe habe seine Zuflucht in den Keller genommen, obschon sie nicht begreifen konnte, wie er hineingekommen sei. Noch voll von Unwillen gegen ihren Sohn, kam sie jetzt auf den Gedanken, ihn dadurch zu zermalmen, daß sie

ihm ihre Ueberlegenheit bewiese und zeigte, daß sie weit mehr Talent als er besitze, wenn es sich darum handle, einen Staatsgefangenen aufzutreiben. Sie sah durch das Eisengitter endlich auch einen Schatten, der sich auf und ab bewegte; dies genügte ihr und sie eilte daher auf die Schmiede zu.

„Du suchst einen Gefangenen?" sagte sie zu ihrem Sohn.

„Ja, Mutter."

Vielleicht könnte ich Dir sagen, wo er zu finden ist."

„Um so besser, Mutter. Sie würden mir da einen großen Dienst erweisen."

Alexander und Daniel konnten nicht umhin, einander einen fragenden Blick zuzuwerfen.

Die Schlegel hoben und senkten sich wo möglich noch schneller. Im Uebrigen standen Alle lauschend drinnen, die Blicke auf Frau Schedvins bleiche Züge geheftet.

„Nicht um Dir einen Dienst zu leisten," fuhr sie fort, „sondern um zu beweisen, daß ich auch dem Vaterland nützen kann, obwohl ich nur ein schwaches, altes Weib bin."

„Nun, Mutter, wo glauben Sie denn, daß ich ihn suchen muß?"

Da Frau Schedvin einen glänzenden Beweis für ihre Urtheilskraft und ihren Verstand geben zu können glaubte, so nahm sie einen immer gebieterischeren Ton an.

„Stell die Soldaten ringsum im Hof als Posten auf," befahl sie, „damit Niemand entkommen kann."

Der Friesrock drückte, als er diese strenge Aufforderung hörte, seinen Hut tiefer ins Gesicht, Daniel und Alexander starrten die Alte an.

„Hörst Du, was ich sage?" rief sie.

„Es soll geschehen, Mutter."

„Nehmen Sie einen Mann mit, Alexander," fuhr sie fort, „und versehen Sie sich mit einem Dietrich und einem Brecheisen. Zünden Sie auch eine Lampe an und folgen Sie mir dann; aber Alles muß ganz ruhig und still vor sich gehen."

Daniel stellte ringsum im Hof die Posten aus, und Alexander befahl dem Friesrock, welchen er Sven getauft hatte, sich mit dem Werkzeuge zu versehen und mit ihm hinabzukommen. Er wünschte ihn dadurch aus seiner peinlichen Stellung zu befreien. So kamen sie an die Thüre, die nach der Kellerwohnung führte.

„Seht ihr das Licht dort?" fragte Frau Schedvin. „Brecht die Thür auf, so werdet ihr finden, was ihr suchet."

Daniel und Alexander athmeten leichter, als sie jetzt sahen, daß die Alte auf einer ganz falschen Spur war. In dem Friesrock dagegen regte sich eine unruhevolle Bangigkeit, die er nicht niederzukämpfen vermochte. Der Leser wird bald erfahren, woher sie kam.

„Alexander," flüsterte er diesem zu, während sie die Thüre aufzubrechen versuchten, „lassen Sie mich zuerst in den Keller hinabsteigen. Wollen Sie mir's erlauben?"

„Sehr gerne."

„Inzwischen wollte das Schloß dem Dietrich

nicht weichen, und man mußte zum Brecheisen greifen. Alexander, der an dergleichen Arbeiten gewöhnt war, trieb es so geschickt ein, daß die Thüre beim ersten kräftigen Drucke krachend aufsprang.

„Zieht euch einen Augenblick zurück," bat der Friesrock, indem er herumtappend die Lampe aus der Hand fallen ließ, so daß das Licht erlosch; „aus diesem Abgrund dringt uns ein wahrer Giftqualm entgegen."

Frau Schedvin war nicht die Letzte, die sich zurückzog.

Nach dem Erlöschen der Lampe war der ganze Hof ins dichteste Dunkel gehüllt. Die Posten standen theils am Haupteingang des Hofes, theils ein Stück davon entfernt und auf den Seiten der Kellerthüre. Alle beobachteten das tiefste Schweigen. Noch sah man vom Keller her den schwachen Schein, der zur Ueberzeugung führte, daß man drunten noch nichts Böses ahne. Der noch immer fallende dichte Schnee, der an die Fenster anschlug und an den Mauern hinfiel, war die einzige Luftbewegung, die man wahrnahm.

Im selben Augenblick jedoch, wo die Anwesenden sich von der Kelleröffnung zurückzogen, begann der Friesrock vorsichtig und still selbst in den Keller hinabzusteigen.

Der Augenblick dazu war sehr klug berechnet. Niemand beachtete sein Vorhaben, und wenn man es auch bemerkt hätte, so würde sich doch Niemand darüber gewundert haben. Sie beabsichtigten ja alle zusammen hinabzusteigen.

Unbekannt mit dem Platz und dem Kellergang,

rechnete er auf das Licht, das er vorhin durch das Kellerloch gesehen hatte.

Mit den Händen umhertappend, fand er bald den Gang, der nach dem Zimmer selbst führte, und ging muthig darauf zu. Als er ein Stück weit gekommen war, stieß er an eine Thüre, die aber halb offen stand. Er schob sie auf und trat ein. Ein schwacher Lichtschein strahlte ihm sogleich aus einer inneren Kammer entgegen. Im nächsten Augenblick befand er sich darin.

Der Anblick, der ihm entgegentrat, hatte einen eigenthümlichen Charakter. Ehe er näher ging, konnte er nicht umhin, demselben eine kurze Aufmerksamkeit zu widmen.

Am Ende des Zimmers sah er zwei Männer, die ihm den Rücken zukehrten. Der eine hielt ein brennendes Lichtstümpchen in der Hand, und der andere zog aus einer Wandnische, die so eben geöffnet worden zu sein schien, einen Papierbündel hervor. Beide schienen von dem Gegenstande ihrer Berathungen dermaßen in Anspruch genommen zu sein, und überdies glaubten sie sich vermuthlich hier so sicher, daß noch Keiner die Annäherung des Friesrockes bemerkt hatte.

Aber in diesem Augenblick berührte er ihre Schultern, und wie von einem tödtlichen Schlag getroffen, sahen sie verstört, beinahe zermalmt, auf.

„Capitän Schecta und Larsson," sagte der Friesrock, „ich ahnte, daß Sie es sein mußten, die man hier entdeckt hat. Als Sie mich im Schneegestöber verließen und ich Sie vermißte, hörte ich eine Thüre laut zuschlagen, und da man im Hause hier erzählte,

man habe in der Kellerwohnung Licht gesehen, so war ich zu gut mit dem Lokal bekannt, um nicht berechnen zu können, daß Sie durch eine Hinterthüre hereingekommen sein mußten. Ich dachte mir auch wohl, daß Ihre Wanderung heute Nacht — ich meine besonders Sie, Larsson, da man nach Ihnen bereits getrommelt und gefahndet hat — nur durch die allerwichtigsten Gründe veranlaßt sein könnte. Ich beschloß daher, den Uebrigen hieher vorauszueilen. Sie haben ja nicht einmal gehört, daß wir die Thüre eingebrochen haben."

Schecta's Gesicht verzerrte sich jetzt. Larsson schien sich verloren zu glauben. Stand ja doch dieser Unbekannte wieder vor ihnen, der sie den ganzen Abend verfolgt hatte.

„Wer sind Sie?" stieß endlich Schecta heraus. „Wollen Sie unser Verderben oder was ist Ihre Absicht?"

„Fürchten Sie mich nicht, ich bin Ihr Freund, und verzeihen Sie den Scherz, den ich mir auf der Straße mit Ihnen erlaubt habe. Aber hier ist jetzt nicht die Zeit, davon zu sprechen. Man wird bald hinter uns her sein. Der ganze Hof oben ist mit Soldaten besetzt. Lassen Sie uns auf demselben Weg, den Sie gekommen sind, wegeilen. Ich werde Sie begleiten. Sie, Schecta, gehen auf dem kürzesten Weg nach Hause, und ich begleite Larsson zum Baron Wrangel, der auch mich in seinen Schutz nehmen wird."

„Wir thun keinen Schritt, bevor Sie uns gesagt haben, wer Sie sind."

Der Friesrock lächelte.

„Immer unpraktisch," meinte er; „Ihr eigener Verstand sollte Ihnen sagen, wer ich bin. Ich bin, wie Sie, ein entflohener Staatsgefangener, ich bin ..."

Er schlug seinen Rockkragen hinab.

„Silfverhjelm!" rief Schecta.

Larsson drückte seine Hand.

„Lassen Sie uns jetzt fliehen."

Kaum hatten sie die Hinterthüre schließen können, als auch schon Alexander nebst Daniel und Frau Schedvin herabkam.

Sie fanden die Kellerwohnung öde und leer, und da weder Daniel noch Alexander ein Interesse hatten, die Sache näher zu untersuchen, da sie dieselbe vielmehr möglichst schnell abgethan zu sehen wünschten, so trat eine tiefe Stille ein.

Auf Frau Schedvin machte nichtsdestoweniger dieses Ereigniß, das ihr merkwürdiger erschien, als allen Anderen, einen tiefen Eindruck. Wir dürften künftig in den Fall kommen, den Einfluß, den es auf ihren Gedankengang und ihre Stimmung ausübte, näher zu untersuchen; jetzt wollen wir blos erwähnen, daß sie von diesem Augenblick an verschlossener und schweigsamer wurde, daß aber diese verschlossene Schweigsamkeit einer düsteren Wolke glich, welche Brennstoffe zu Donner und Blitz sammelt. Wir lassen sie also hier als eine solche Wolke am Rande unserer Erzählung und werden später auf sie zurückkommen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die politische Constellation. Ein alter Bekannter.

Wir haben den 17. December. Der Tag war kalt und stürmisch. Der Winter herrschte, ein strenger und ernster Herr, über Stadt und Land, über See und Thal. Die Sonne schien, aber nicht klar und warm, wie im Sommer; man konnte sagen, sie sei blos ein Schatten von sich selbst, sie sei zum Mond herabgesunken. Es war mehr ein klarer Mondschein, als ein Sonnenschein, der den Tag beleuchtete.

Die grauen Massen des Königsschlosses nahmen sich jedoch vortrefflich aus in diesem Dämmerlicht: es bestand eine Harmonie zwischen ihnen und dem nebligen Farbenton der oberen Regionen.

Am Eingange in den niedrigen Vorhof des Schlosses besprachen sich vier Personen in kostbar gefütterten Winterröcken. Einen halben Kopf höher als die drei übrigen, ragte Graf Hard's edle Gestalt empor. Jeder Zug ein Mann, plauderte er heiter und unerschrocken mit seinen Freunden. An seiner Seite erschien Graf Brahe; aber so ausgezeichnet auch seine Haltung war, wobei sich indeß einige Berechnung nicht verkennen ließ, so imponirte er doch nicht in gleichem Grade. Die Barone Wrangel und Horn, die für den Augenblick das Wort führten, standen neben Hard und Brahe.

Während des Gesprächs warf Graf Hard von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick nach dem südlichen Schloßhof.

„Es ist Zeit," bemerkte Brahe endlich; „zur Königin, meine Herren."

„Verzeihen Sie noch einen Augenblick," bat Hard; „ich erwarte Jemand, den ich bereits bei der Königin angemeldet habe, und den sie mit Vergnügen empfangen wird. Es fehlen noch ein paar Minuten bis zur festgesetzten Stunde. Aber seht, da ist er bereits."

Ein junger Mann von blassem, aber edlem Gesicht kam schnell heran.

Mit einer gewissen militärischen Rückhaltung, aber doch mit großer Ehrerbietung, grüßte er Brahe und Horn.

Hard und Wrangel dagegen schlossen ihn, einer um den anderen, in ihre Arme.

„Wie wohl es doch thut, wieder im Vaterland zu sein!" sagte er, „hier schlagen uns die Herzen entgegen."

„Wann bist Du angekommen?" fragte Hard.

„Vor einer Stunde. Ich habe Ihnen blos einen Boten schicken können, mit der Bitte, mich bei der Königin anzumelden."

„Ich war auch damit beschäftigt, wollen es jedoch bis zu unserem Zusammentreffen hier aussetzen. Lassen Sie uns jetzt gehen, meine Herrn. Wir können überzeugt sein, daß die Königin uns gut empfangen wird, da wir ihr jedenfalls eine angenehme Neuigkeit, nämlich unsern jungen Freund hier, mitbringen."

Aber während Brahe und Hard nebst den Uebrigen die Treppe hinabsteigen, könnten wir auf die hervorragendsten politischen Gestalten der Zeit einen

Blick werfen und gleichwohl noch vor den langsam dahinschreitenden Hofherren bei der Königin ankommen.

Der December war ein Monat der Anklagen. Seit der Niedersetzung der Commission am 1. December wurde ein Verbrechen um's andere vor ihr Forum gebracht, mit dem Auftrag, dieselben summario processu zu behandeln und abzuurtheilen. Die Macht der Commission wuchs mit der Anzahl und der Verwicklung der Processe.

Aber Schecta sollte jetzt auch auftreten und eine Rolle spielen.

Unter dem Deckmantel halben Wahnsinns verbarg sich bei ihm ein scharfer Verstand. Wir haben gesehen, wie derselbe mitunter, züngelnden Blitzen gleich, den Nebel durchschnitt. Sein inneres Wesen war einmal durch ein schreckliches Ereigniß erschüttert worden, und vor der Erinnerung an dasselbe hatte er seitdem, wie vor einem düstern, drohenden Gespenst, angstvoll zurückgebebt. Zwischen ihm und dem Reichsrath Ehrenpreuß fanden einige Vergleichungspunkte statt. Nahe daran auf einer kühnen Verschwörung ertappt zu werden, und zwar im Augenblick, wo sie es am wenigsten fürchteten, glaubten sie eine Zeit lang das Richtschwert um ihre Ohren sausen zu hören. Der Eindruck davon war unermeßlich für ihr ganzes Leben, wirkte aber verschieden. Wenn Ehrenpreuß den sich aufopfernden Freund noch in seiner Todesstunde, ja sogar nach seinem Tode noch fürchtete, wenn er ihn in seinem Sohn, so wie in jedem Umstand, der die Vergangenheit an's Licht bringen könnte, fürchtete und in dieser Furcht bis zu

einer beinahe unerklärlichen Feindschaft ging, so klagte dagegen Schecta sich selbst einer erbärmlichen Schwäche gegenüber diesem Freunde an, einer ehrlosen Hinterlist, einer verächtlichen Betrügerei, und trieb seine Selbstvorwürfe darüber bis zum Haß gegen sich selbst, jedoch nicht gegen Andere. Wenn Ehrenpreutz seine Furcht mit der freundlichen und gutmüthigen Maske äußerer Ruhe verhüllte, so verzerrten sich dagegen Schecta's Gesichtszüge in Folge seiner nie rastenden, aber auch niemals ausgesprochenen inneren Unruhe und Leidenschaft, und hätte man nicht allgemein angenommen, daß sein Verstand kometartig irrend aus seiner Bahn geschweift sei, so hätte man vielleicht ohne Mühe die Kämpfe gesehen, die in seinem Innern stattfanden und sich blos in seinem sonderbaren und veränderlichen Mienenspiel leidenschaftlich, wenn auch dunkel und unklar, abspiegelten. Durch alle Zeiten hindurch zieht sich ein gewisses Heidenthum. Ein solches Heidenthum ist unter Anderem auch der Einfluß, welchen die öffentliche Meinung auf uns ausübt. Die Meisten besitzen nicht innere Hoheit genug, um sich mit dem Zeugniß ihres Gewissens zu begnügen; sie verlangen auch noch die Beistimmung des großen Publikums, wie wenn dieses besser als wir selbst die Gründe und Zwecke unsrer Handlungsweise zu erforschen und zu beurtheilen vermöchten. Wie oft ist man nicht vor sich selbst falsch, um sich vor der Welt in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen! Es ist noch heute der tausendjährige Baalstanz der ganzen Menschheit. Aber wenn auch der schmiegsamere Ehrenpreutz mehr als Schecta durch eine faule Unterwürfigkeit gegen

das Urtheil der Außenwelt gefesselt wurde, so fühlte sich doch Letzterer gleichfalls in ihre Ketten geschmiedet, obschon er in seiner Seele beständig daran rüttelte und sich loszureißen suchte. Wenn Ehrenpreutz nicht direct durch unerwartete Umstände beunruhigt wurde, so ging er ruhig seines Wegs, gleich als gäbe es keinen Schatten im Hintergrund seines Lebens; Schecta dagegen befand sich unaufhörlich unter dem Einfluß eines gewissen moralischen Aufruhrs. Man kann in den Wirkungen dieser psychischen Verhältnisse Beider vielleicht eine Uebertreibung finden. Mag sein! Aber die Entwicklung der verschiedenen Charakter beruht nicht blos auf der innern Beschaffenheit des moralischen Lebens, obschon gewiß alle Motive mehr oder weniger zusammenwirken müssen; sondern auch die verschiedenen Zeiten haben ihren Theil der Verantwortlichkeit für das, was der Mensch ist, für seine Fehler und Gebrechen. Was die eine Zeit für verdienstlich hält, erscheint der andern als tadelswerth. Will man daher einen Mann richtig beurtheilen, so muß man vor Allem in's Auge fassen, in wie weit sein Leben mit den Ideen seiner Zeit harmonirt. Wer unter dem Einfluß einer gewissen politischen oder moralischen Anschauungsweise in diese oder jene krumme Linie eingebogen hat, der würde diese unter der Herrschaft einer andern Idee nicht gethan haben. Während der Freiheitszeit übte die Staatsverfassung einen beinahe terroristischen Einfluß aus. Das Gesetz war, so sagte man, unumschränkt. Aber dieser Satz war nur scheinbar wahr. Die herrschende Partei erkannte sich selbst ausschließlich das Recht zu, die Verfassung im In-

teresse des Staats, d. h. in ihrem eigenen Interesse abzuändern, und das unbedeutendste Wort von Seiten der Gegenpartei wurde als ein Majestätsverbrechen geahndet, während zu gleicher Zeit die Corruption alle Bande der Moral und des Vertrauens zwischen den Einzelnen löste. Dieser Staatsterrorismus, besonders wenn er die blutige Gestalt der Commission annahm, war es auch, der nicht blos in allen Gemüthern Schrecken und Entsetzen verbreitete, sondern auch die Freiheit selbst erdrückte, deren Aufrechthaltung er als sein Ziel vorschützte.

Wir sind Larsson und Schecta bei ihrem Besuch in einer entlegenen Kellerwohnung gefolgt und haben gesehen, wie sie sich dort eines Bundes Papiere bemächtigten.

Der Wunsch, diese Papiere an Schecta zu übergeben, war der Grund gewesen, warum Larsson nicht sogleich die Stadt hatte verlassen wollen, um der ihm drohenden Gefahr zu entfliehen.

Vom Augenblick an, wo er bei der Scene im Schloß, in Gegenwart der Königin, als Ankläger gegen den Reichsrath Ehrenpreuß aufgetreten war, wußte er auch, daß er in ihm einen entschiedenen, unversöhnlichen Feind hatte.

Aber je mächtiger und unversöhnlicher dieser Feind war, um so stärker fühlte sich auch Larsson gedrungen, den Auftrag zu vollziehen, welchen er von dem verstorbenen Puke übernommen hatte.

Außer den politischen Verhandlungen, bei denen er sich mit unwandelbarem Interesse betheiligte, war es dieser einzige Gedanke, der seine Seele erfüllte.

Er hatte zwar gehofft, seinen Auftrag dem Sohne

selbst ausrichten zu können; aber nach dem Auftritt im Bauernstand, und seit er seine Laufbahn für immer zerstört sah, beschloß er, Schecta zu seinem Vertrauten zu wählen.

„Sie haben sich ein schreckliches Versteck ausgesucht," sagte Capitän Schecta, als sie in die unterirdische Wohnung traten, indem er sich bei dem brennenden Lichtstümpchen ein wenig umschaute.

„Hier war es, Capitän, wo Puke unter dem angenommenen Namen Weste wohnte. Ich kenne den Platz noch ganz gut von jener Zeit her. Sie begreifen übrigens, daß ich Gründe habe, um die Papiere bange zu sein. Ich lasse mir lieber den Kopf nehmen, als sie. Weiß ich sie nur einmal richtig in den Händen des Sohnes, so kann ich seinem Vater droben im Himmel ruhig entgegentreten. Nach der Erklärung, die zwischen uns und dem Reichsrath Ehrenpreutz stattgefunden, schrieb ich nach Hause, man solle mir diese Papiere durch einen sichern Boten schicken. Dieß geschah, aber ich hatte nicht den Muth, sie in meiner Wohnung zu behalten und erinnerte mich nun dieses Versteckes hier. Da sehen Sie her, Capitän. Betrachten Sie diese Wand da... können Sie etwas Anderes als gewöhnlichen Mauerkalk sehen? Sehen Sie genau hin, Capitän!"

„Nein, Larsson; aber was meinen Sie damit?"

„Wenn ich jedoch auf diesen Stein hier drücke, so werden Sie sehen, wie ein anderer von unten hervorspringt. Da schauen Sie . . . Ist nur ein einziger Stein losgemacht, so kann ich mehrere andere wegnehmen, und Sie werden bald eine kleine Nische sehen . . . nicht wahr . . . hier sind die Pa-

piere, Capitän. Aber bevor ich sie Ihnen übergebe, müssen Sie mir einen heiligen Eid schwören, daß Sie dieselben, wär's auch mit eigener Lebensgefahr, dem jungen Puke zustellen wollen, sobald er von seiner Reise zurückkommt."

Schecta schwur bei seinem grauen Haupte, bei der Heiligkeit seiner Erinnerungen, bei der Stimme seines Gewissens, bei seinem Glauben an ein höheres Wesen und bei der Hoffnung, die jenseits des Grabes winkt.

Aber seit er diesen Auftrag angenommen, hatte er keinen ruhigen Augenblick mehr.

Larsson hatte ihm auch anvertraut, was die eigentliche Gesinnung des Bauernstandes war, wie gründlich und herzlich die Mehrzahl desselben den auf ihm lastenden Druck haßte, und besonders das eigenmächtige Verfahren, welches Hakansson, gestützt auf die Gunst Fersens und der herrschenden Partei, sich erlaubte. Er nannte mehrere hochgeachtete Mitglieder des Standes, die nicht blos seine Ueberzeugung theilten, sondern auch bereit wären, zu beschwören, daß niemals ein eigentliches Attentat gegen die Person des Sprechers stattgefunden, sondern daß man blos im Wirrwarr der Discussion ganz unwillkürlich ihn gestoßen, daß also die Gegenpartei blos diese Gelegenheit mit Haaren herbeigezogen habe, um eine unangenehme Minorität auf einen Schlag zu vernichten.

Wenn ein so lange in sich selbst verschlossener Mann wie Schecta zum Handeln gemahnt wird, so erhält die Handlung meistens den Charakter eines

angesammelten Flußwassers, das plötzlich gewaltsam überströmt und Dämme und Schleusen durchbricht.

Und so tief er bisher in seinem Innern gelitten, so bittere Vorwürfe er sich wegen der Feigheit gemacht, welche er gegen den jetzt verstorbenen Jugendfreund Puke begangen zu haben glaubte, so stark fühlte er sich jetzt angefeuert, seine Ehre wiederherzustellen. Ruhig prüfendes Urtheil ging indeß nicht Hand in Hand mit seinen guten und redlichen Absichten. Das bizarre Element, das immer so mächtig und entscheidend in sein Leben eingegriffen hatte, machte sich auch jetzt geltend. Das Verrückte, Sonderbare und Satirische war ihm zur zweiten Natur geworden, und so edel und ritterlich die Motive für seine Handlungen waren, so sollten sie doch bald beinahe wie blanker Wahnwitz aussehen. Anfangs gestaltete sich der an Puke empfangene Auftrag in seiner mit Brennstoffen so überfüllten Seele zu einer großen Staatsfrage, und da würde Puke blos der Schlußpunkt, während Larsson den Ausgangspunkt bildete.

Nachdem dieser gefunden war, erschien ihm Alles so einfach, so deutlich, so natürlich: er brauchte blos noch Sturm zu laufen, der Sieg war gewiß.

Die Verhältnisse, worein Schecta hierdurch gerieth, und die Art, wie er seine Rolle spielte, dürften zwar dem einen oder anderen Leser nur einen episodischen Werth zu haben scheinen; wir aber finden dieß Alles so bezeichnend, daß wir es vielmehr als den eigentlichen Kern des politischen Lebens und der Anschauungsweise damaliger Zeit betrachten möchten.

Indem er sich ausschließlich der Richtung überließ, die seine Gedanken einmal eingeschlagen hatten, trat Schecta zuerst im Ritterhause auf und erklärte, daß er in Betreff des Vorfalles im Bauernstand die reine Wahrheit vortragen werde.

Wie Schecta sprach, horchte man darauf mit derselben Aufmerksamkeit, womit man die Stimme eines Uhu in einer Ruine belauscht. Man hörte den Ton seiner Worte, aber man verstand nicht, was er meinte.

Vom Ritterhause begab er sich in den Versammlungssaal des Bauernstandes und bat um Erlaubniß zu sprechen, aber sie wurde ihm verweigert.

Er reichte hierauf eine Schrift an das schwedische Hofgericht ein und verlangte, daß der Sprecher des Bauernstandes nebst einigen Zeugen vorgerufen und vernommen werden sollte. Als aber das Hofgericht sich verpflichtet glaubte zu fragen, in welcher Absicht er dieß verlange, so erklärte Schecta, er wolle beweisen, daß der Sprecher seinen Eid vergessen und die Gesetze verletzt habe, wodurch das Reich in die größte Gefahr kommen könnte, und auf diese Antwort hin erklärte sich das Hofgericht für incompetent.

Am folgenden Tage erschien Schecta bei der Justizdeputation der Reichsstände, machte ihr einen Vortrag über das Geschehene und sprach die Erwartung aus, daß die Deputation nach Recht und Pflicht darüber erkennen würde; aber auch diese wies das Geschäft ab, und nun wandte sich Schecta an den geheimen Ausschuß, bei welchem er dieselben Beschuldigungen gegen den Sprecher erhob, mit dem Zusatz, daß Larsson der ehrlichste Schwede sei.

Der geheime Ausschuß wies den Prozeß nicht ab, sprach aber die Ansicht aus, daß man sich Schecta's versichern und ihn in seinem Hause bewachen müsse.

Das Auftreten des Capitäns machte ein unerhörtes Aufsehen, das binnen Kurzem noch größer werden sollte.

„Habe ich," fragte er sich, „nicht im Namen der gesetzlichen Ordnung und Freiheit gehandelt? Habe ich etwas Anderes beabsichtigt, als ein Verbrechen gegen diese Ordnung, einen Gewaltstreich gegen diese Freiheit zu beweisen? Nichtsdestoweniger haben die zur Aufrechterhaltung und zum Schutze der Gesetze verordneten Behörden eine um die andere die Sache abgewiesen, als ob sie die Justiz Nichts anginge. Und als endlich der geheime Ausschuß das Ding annimmt, verhaftet man mich. Welcher Gewaltstreich!"

Der Haftbefehl wurde von dem commandirenden Offizier auf der Hauptwache ausgefertigt und ihm durch einen Unteroffizier zugestellt.

Als er ihn empfing, vermochte er einen beinahe vulkanischen Zornausbruch nicht zurückzuhalten.

„Welch eine schreckliche Parodie auf eine Staatsgesellschaft!" rief er. „Aber wenn man kämpfen will, bei Gott, ich bin bereit. Einer gegen den ganzen Staat; wahrlich, das ist ein Kampf für einen Mann."

Schecta's von Natur kräftiger, aber bis jetzt mit so vielem unverdauten Material belasteter Geist entwickelte nunmehr, als er einmal in den Streit hinein gekommen war, eine Entschlossenheit, die allgemeines Staunen erregte. Er schien ein ganz anderer Mann geworden zu sein, und doch war er derselbe geblie-

ben. Was seine unerklärlichen und verkehrten Betrachtungen über Leben und Welt an Eigenthümlichkeit verloren, trat jetzt um so stärker in seinen Handlungen hervor. In ihnen zeigte er jetzt dieselbe Beharrlichkeit, womit er sich so manches Jahr gleichsam in sich selbst verschlossen hatte.

„Man sagt, daß wir einen König haben," meinte er, „daß wir Stände besitzen; wohlan denn, ich will's erproben. Ist der König nicht zu einem bloßen Schatten herabgekommen, und sind die Stände nicht zu einer ohnmächtigen politischen Partei herabgesunken, so werden sie mir Gerechtigkeit angedeihen lassen."

Das Ergebniß dieser Betrachtung war eine Klagschrift an den König, worin er sich darüber beschwerte, daß er, als Offizier, als freier Ritter und Reichstagsabgeordneter, von einem Unteroffizier, in Folge eines von der Hauptwache der Leibgarde kommenden Befehls, verhaftet worden sei, ohne daß man ihn eines Verbrechens geziehen habe; da nun ein solches Verfahren sowohl der königlichen Versicherung als auch der Reichstagsordnung widerstreite, so erwarte er einen kräftigen und theilnehmenden Schutz. Zugleich reichte er bei den Ständen eine so ziemlich gleichlautende Denkschrift ein; aber mit all diesen Schreiben gewann er weiter nichts, als daß sie an die Commission gewiesen wurden.

Wie man inzwischen von den Reichsständen sagen konnte, sie haben bisher nur die Außenwerke des Hofes, seine äußeren Positionen, Personen, zu denen die königliche Familie in näheren oder entfernteren Beziehungen stand, angegriffen, so machten

sie jetzt eine Bewegung, welche verkündete, daß sie dabei nicht stehen zu bleiben gedachten. Eifersüchtig auf ihre Gewalt und bange vor dem Muth und der Geisteskraft der Königin, streckten sie nämlich ihre Hand gegen die empfindlichste Seite der königlichen Familie, gegen das elterliche Gefühl aus.

Mehrere der mächtigsten Mitglieder des Reichsraths und überhaupt der dem Hof feindlichen Partei hatten mit Verdruß bemerkt, daß der Kronprinz Gustav nicht in den Grundsätzen der ihnen gebührenden Ehrfurcht erzogen zu werden schien. Seit Tessin die politischen Hoffnungen der Königin getäuscht hatte, hörte ihre Gunst auf, und er zog sich verletzt und feindlich von seinem Erzieherposten zurück, um so mehr als der geistreiche und schlaue Dalin ihn beinahe zu verdunkeln anfing. Der Einfluß, welchen Dalin dadurch sowohl beim König als bei der Königin gewann, flößte nicht blos Tessin, sondern auch der Partei Furcht ein. Nach genauer Erwägung der Sachlage und in Betreff der zweifelhaften politischen Gesinnungen Dalins beschloß man also bei Zeiten solche Maßregeln zu treffen, wodurch man nicht blos die geheimen augenblicklichen Absichten des Hofes im Keime ersticken, sondern auch für die Zukunft Herr der Situation bleiben könnte. Der Plan hierzu war ebenso ingeniös als kühn. Bisher hatten der König und die Königin selbst über die Erziehung ihrer Kinder verfügen dürfen, aber jetzt hielt man es für angemessen, dieselbe durch eine besondere Instruction zu regeln. Den ersten Schritt dazu that der geheime Ausschuß durch eine Mittheilung an die Stände vom 11. December, worin er

zwar zugab, daß ein Beispiel von einer solchen Instruction in Schweden allerdings noch nicht vorgekommen, aber darauf drang, daß es sowohl die Pflicht als das Recht der Stände sei, in ihrem eigenen Interesse und zum Besten der Nachwelt eine solche Instruction zu erlassen. Uebrigens wurde schon in dieser Mittheilung auch eine baldige Veränderung im Lehrerpersonale gefordert, indem es darin hieß, daß auch der vollkommenste Unterricht immer unzureichend bleibe, und daß alle Erziehung höchst wesentlich von den Personen abhänge, welche den Kronprinzen umgeben.

Ohne vorhersehen zu können, wie weit die Stände in dieser Richtung gehen würden, ahnte der Hof gleichwohl, daß eine neue Gewitterwolke aufstieg, und die Getreuen schlossen sich, ob nun aus wirklicher Anhänglichkeit oder in Folge von Privatberechnungen, immer fester an die königliche Familie an.

Der König fühlte sich durch den beinahe gänzlich unverschleierten Angriff schwer verletzt, die Königin wurde noch unwilliger und mißvergnügter, als sie bereits gewesen.

Schecta's kühnes Auftreten gewann dadurch erhöhte Sympathien. Man freute sich darüber, als über eine unerwartete Hilfe im Augenblick der höchsten Noth. Von allen Seiten kehrte sich ihm jetzt die Aufmerksamkeit zu. Bisher hatte man ihn für einen Narren gehalten, jetzt erblickte man einen Kämpen in ihm. Aber ob er wohl blindlings vorwärts drang oder mit tactischer Geschicklichkeit zu Werke ging? Man fürchtete das Erstere. Gleichviel

jedoch; selbst der Spott konnte hier eine mörderische Waffe werden.

Die Commission hatte ihn auf den 17. December vorgeladen, und obschon Schecta keine eigentlichen Vertrauten hatte, so sah man doch allgemein mit ungeduldiger Theilnahme und Neugierde dem Verlauf seiner Angelegenheit entgegen.

So viel von den bemerkenswerthesten Symptomen der Sachlage in dem Augenblick, wo wir jetzt bei der Königin eintreten.

Obwohl der Tag noch nicht weit vorgeschritten war, so begann es doch in den Zimmern bereits zu dämmern, und eine Kristalllampe brannte auf dem herniedergelassenen Blatt eines kostbaren Secretärs.

Die Königin, die vor demselben saß, hatte so eben zu schreiben aufgehört; wenigstens lag noch ein halb vollbeschriebenes Papier vor ihr, und die Feder ruhte in ihrer Hand.

Werfen wir einen Blick auf dieses Papier, so entdecken wir einen fragmentarischen Entwurf zur Vertheidigung des Rechtes, welches Eltern im Allgemeinen und königlichen Eltern insbesondere zustehe, über die Erziehung ihrer Kinder zu verfügen.

Das Gerücht vom Vorschlage des geheimen Ausschusses hatte ihr Mutterherz erschreckt, und sie fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß ihre Gedanken zur Vertheidigung zu ordnen. Die Gedanken sind die psychische Schutzwache unseres Gefühls und Herzens. Aber während die Ideen sich ihr aufdrängten, hatte der Gegenstand sich in dunkle Meditationen aufge-

löst, das Papier wurde weggeschoben, und die Feder ruhte.

Neben der Königin standen Clara und Amanda. Fräulein Creutz ging mit leichten Tritten im Zimmer auf und ab.

Die Gruppe war nicht ohne ihr Interesse. Die Augen der Königin waren geradeaus gerichtet; ihr Blick strahlte von Licht, gleich als hätte sie dennoch in der Ferne etwas Angenehmes entdeckt, obschon die Stirne, die von einer Wolke des Kummers beschattet wurde, dieser Annahme zu widersprechen schien.

Clara und Amanda waren zwei lebendige Contraste: Erstere eine heitere, morgenfrische Gestalt, Letztere düster, beinahe mitternächtig. Wenn lebhafte Rosen die Wangen der Einen schmückten, so ruhte der blaßgelbe Schatten, nicht mehr der Lilie, sondern vielmehr des Hasses auf denen der Andern. Mit einem lächelnden, freundlichen Blick leuchtete Clara's Seele auf die Königin herab, während Amanda einen durchdringenden kalten Blick auf sie heftete.

Bei Alma Creutz blühte ihr ganzes Wesen aus einem guten, innig, warm und wahr liebenden Herzen auf. Sie hatte aber auch etwas Unwiderstehliches an sich. Wenn sie erröthete oder erblaßte, wenn eine Thräne ihr Auge füllte oder ein Lächeln ihre Lippen schminkte, war es nicht blos ein flüchtiger Eindruck, der die Veränderung hervorrief, sondern ein tiefes Gefühl, das sich in ihrem Herzen regte. Clara und Amanda liebten unzweifelhaft ebenso tief und aufrichtig wie sie; aber während Clara in Gott Amor blos einen Schalk erblickte, mit

dessen Pfeilen man spielen könne, während Amanda ihrerseits die Liebe als einen Einsatz für das ganze Leben betrachtete, nach dessen Verlust nur Verzweiflung übrig bleibe, so enthielt die Liebe für Alma die Summe alles Lebensglückes und aller Lebensweisheit, Herzensfrieden, Seelenharmonie, aber vor allen Dingen Gottes unendliche Güte und Gnade. Ihre Liebe hatte zwar keinen Scherz auf den Lippen, aber auch keinen Mißmuth: sie war ein unbedingtes Vertrauen, der Glaube und die Zuversicht eines betenden Engels. Sie entsann sich sehr wohl der Zeit, die eine ihrer wichtigsten Jugenderinnerungen für sie war, als Puke sich zum ersten Mal verheirathete, und sie erinnerte sich, daß damals ein tiefer, ein unendlich tiefer Seufzer ihre Brust hob, aber auch daß sie nichtsdestoweniger fortfuhr, ihn innig zu lieben. Auch jetzt drängte sich ihr manchmal der Gedanke auf, daß eine ungünstige Schicksalsfügung sie noch immer von Puke trennen könnte, und da hörte ihr Herz auf zu schlagen, ihr Blut stand still und ihr Kopf senkte sich; die Hände aber schlossen sich wie um ein Crucifix zu Gebet und Ergebung.

„Warum haben wir keine Klöster in Schweden?“ seufzte sie dabei. „Für ein gebrochenes Herz ist doch ein Kloster die beste, glücklichste Zuflucht.“

Aber so wie sie in diesem Augenblick auf und abspazierte, war ihre Brust sicherlich von anderen Eingebungen erfüllt.

Ihre Stirne hob sich mit jungfräulichem Stolz, eine leichte Röthe bepurpurte die Wangen, das Auge glänzte und glühte, um den Mund spielte ein liebliches Lächeln, und der Busen schwoll von holdem

Entzücken. Mitunter lehnte sie den Kopf in ihre Hand, aber bald ließ sie diese wieder sinken und ging jetzt schneller, gleich als wäre ihre innere Befriedigung noch erhöht und ihr ganzes Wesen unter diesem Eindruck noch elastischer geworden. Zuweilen blieb sie stehen, das Auge bald auf eine der Thüren geheftet, bald lauschend, bald in Rose und Lilie wechselnd; aber da die Thüre nicht aufging, so hob ein Seufzer ihre Brust, und sie begann ihren Spaziergang wieder. Ganz gewiß war sie von einer liebreichen Hoffnung, von einer angenehmen Idee, von einem schönen Traum, dessen Erfüllung sie entgegensah, in Anspruch genommen.

Amanda hatte sich von der Königin ab zu Alma gewendet, und bald bemerkte auch sie, daß etwas Ungewöhnliches in dem Fräulein vorging. So hatte sich Alma noch niemals vor ihr gezeigt. Aber was bedeutete diese Unruhe, die so voll von Seligkeit zu sein schien, diese aufgeregte Seelenstimmung, so voll von Entzücken und Befriedigung? Was erwartete, was hoffte, was träumte sie?

Inzwischen währte das Schweigen im Cabinet noch immer fort. Da hörte man auf einmal hastige Schritte in den äußeren Zimmern, und beim Getöse derselben erhob sich die Königin und Alma blieb stehen.

Aber der Blick der Königin fiel dabei auf Clara und Amanda, als wollte sie diese Mädchen fragen, was sie von ihr begehrten.

„Majestät," bemerkte Clara, welche die Verwunderung der Königin auf ihre Art deutete, „wir warten auf Ihren Befehl."

„Ach ja, die Toilette! ich verstehe. Sie ist mir höchst gleichgültig, meine lieben Kinder. Ihr kennet meinen Geschmack... bringt das Ding in Ordnung, so gut ihr könnt. Ich habe keine Lust, mich für Hoffeste zu schmücken, die mich doch blos von dem entschwindenden Glanze einer untergrabenen Königsgewalt überzeugen."

Aber Amanda blieb noch stehen.

„Welchen Schmuck befehlen Ew. Majestät?" fragte sie.

Die Königin schaute hastig auf.

„Keinen."

Die Antwort war kurz und scharf. Die Wolke auf der Stirn breitete sich wieder aus; aber sie senkte ihre Augen nicht in die Augen Amanda's, sondern schien dies vielmehr vermeiden zu wollen, denn unmittelbar darauf wandte sie sich an Alma.

„Wie glücklich mußt Du Dich in diesem Augenblick fühlen, Alma," sagte sie, nachdem sie das Mädchen einen Augenblick betrachtet, „Du kannst schwärmen und träumen. Der Anker der Liebe hält die Jolle Deines Lebens noch fest am Strand einer Insel der Glückseligkeit. Aber Dein Herz klopft heftig, Alma," fügte sie dazu, „laß Dir rathen, mein Kind, und geh in das Zimmer dort. Ich werde Dich nicht vergessen. Erwarte mich dort."

Die Aeußerung der Königin entging Amanda nicht. Ihr scharfes Auge bemerkte sogar, wie Alma von einem leichten Zittern überfallen wurde, wie ihre Wangen eine noch höhere Farbe bekamen, ein frischerer Glanz ihre Blicke belebte, und sie entnahm

daraus, daß es sich um Etwas handle, das ihr bisher entgangen sei.

Aber kaum war Alma, leicht wie ein Westwind, in einem inneren Zimmer verschwunden, als Amanda über die Ursache aufgeklärt werden sollte.

Die großen Flügelthüren gingen mit einem Mal auf, und Amanda sah die Grafen Brahe und Hard, sowie die Barone Wrangel und Horn eintreten.

Aber auf einmal blieb sie stehen; sie fühlte, wie sie erblaßte, wie ihr Blut zu circuliren aufhörte und ihre Füße unter ihr wankten.

In Brahe's und Hard's Gesellschaft entdeckte sie nämlich auch Puke.

Der Stolz — beim Weib zu einem gewissen Theil die physische Kraft des Herzens — wachte jedoch in diesem Augenblick über sie. Sie warf ihr Haupt zurück und entfernte sich mit einem flammenden Augenwurf.

„Willkommen, meine Herren," begrüßte die Königin die Eintretenden. „Und Sie, Puke," fügte sie hinzu, während ihre Augen freundlich auf ihm weilten, „seien Sie herzlich wieder willkommen. Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet. Möchten Sie Nachrichten mitbringen, die meinen Hoffnungen entsprechen! Sie haben also bei meinem Bruder, dem König von Preußen, doch zuletzt Audienz gehabt?"

„Ich bringe Ew. Majestät das eigenhändige Schreiben des Königs mit. Erlauben Ew. Majestät . . ."

„Geben Sie das Schreiben her, Puke; geben Sie her . . ."

Mit einer tiefen Verbeugung übergab er der Königin das Schreiben.

„Ah, meine Herren," sagte die Königin, den Brief noch in der Hand haltend, „ich hoffe, daß dieses Schreiben uns eine Stütze gegen die inneren Feinde gewähren werde, welche das Land veruneinigen. Ich werde Ihnen den Inhalt später mittheilen. Aber Sie hatten auch noch einen weiteren Auftrag, Puke. Was bringen Sie von Hamburg mit?"

„Eine Anweisung, Ew. Majestät, ausgestellt auf das gegenwärtig größte Handelshaus Schwedens."

„Auf das Grill'sche Haus?"

„Ja, Ew. Majestät, auf das Grill'sche Haus. Die Vorschläge, die Ew. Majestät durch Silfverhjelm machte, sind in allen ihren Theilen gutgeheißen worden. Das Pfand soll durch Grill abgegeben werden, der ein unbedingtes Vertrauen genießt. Ich bringe die Papiere mit, für den Fall, daß Ew. Majestät geruhen sollte, sie selbst in Empfang zu nehmen."

„Bravo, Puke, geben Sie her."

Puke zog sich zurück, aber der Blick der Königin folgte ihm noch immer.

In seinen ernsten und bleichen Zügen war keine Unruhe oder Aufregung zu bemerken. Wie immer, spiegelte sich auch jetzt die gewöhnliche Gelassenheit darin ab. Aber nichtsdestoweniger lag eine gewisse Sehnsucht in dem Ausdruck, und er schien Jemand mit seinen Augen zu suchen.

„Capitän Puke," sagte jetzt auch die Königin, „ich haben Ihnen Etwas zu sagen. Folgen Sie mir, Capitän!"

Und sie ergriff seine Hand und führte ihn in die inneren Zimmer.

„Treten Sie hier ein," bat sie, „und erwarten Sie mich. Ich werde Sie bald aus Ihrer Gefangenschaft erlösen."

Als Puke eintrat, stand Alma vor ihm.

Wie beim Anblick eines schönen und heiteren Frühlingsmorgens, that er jetzt einen tiefen Athemzug von unaussprechlicher Glückseligkeit.

Mit einem Ausdruck des holdesten Entzückens hob sie bewußtlos ihre Arme empor.

Ihre Lippen bewegten sich: ein Freudenruf erstarb auf denselben.

Im nächsten Augenblick drückte Puke sie an sein Herz.

Wie glücklich waren sie nicht! Nach wie manchen Wochen und noch weit mehr Widerwärtigkeiten und Kämpfen sahen sie einander nicht wieder! Der Augenblick, auf den sie so lange gehofft, hatte jetzt seine holde Wirklichkeit. Selig blickten sie einander in die Augen, eine Antwort auf die schönsten Fragen des Herzens suchend. Sie neigte ihren Kopf an seine Schultern; mit weicher Hand schob er ihre Locken zurück, um dieses milde Gesicht in seiner ganzen offenen Reinheit zu betrachten. Mitunter flog über ihre Lippen ein Ausdruck, der für Andere wenig bedeutete, aber von ihnen selbst so wohl verstanden wurde. Die Liebe bedarf nicht des ganzen Reichthums der Sprache, sie borgt Leben von einem Ausdruck, Seele von einem Blick.

„Du bist also wieder hier?" flüsterte sie.

„Um nie wieder von Deiner Seite zu weichen."

Aber so unaussprechlich reich an wahrem und reinem Glück dieser Augenblick auch war, so flog dennoch durch Alma's Seele die Erinnerung schmerzlicher Ereignisse. Ihr Oheim Ehrenpreuß, ihr Bruder Creutz und auch Amanda standen so düster und drohend vor ihrer Phantasie.

„Still!" rief sie in der natürlichen Furcht ihres Herzens. „Ich hörte eine Bewegung; kann Jemand uns hier stören? Still!"

Sie lauschten, aber Alles war still: man vernahm keine Bewegung, hörte keinen Laut. Und bald flüsterten sie wieder von ihrer Liebe, ihrer Zukunft, von den herrlichen Gemälden, die eine von innigem Entzücken belebte Phantasie jetzt in dem leuchtenden Rahmen des Augenblicks hervorzauberte.

Die Königin hatte das vom König von Preußen ihr übersandte Schreiben auf ihren Schreibtisch gelegt, und ließ ihre Hand darauf wie auf einem Kissen ruhen.

Die Bekümmernisse, die sich zuvor über ihre Stirne auszubreiten geschienen, verschwanden nach Empfang des Schreibens. Die Stirne wölbte sich wieder klar wie vorher: Muth und Hoffnung kehrten in ihren Busen zurück.

Aber Brahe, Hard, Wrangel und Horn, diese vier Hauptpfeiler ihrer Politik, hatten sich eingefunden, um ihr die letzten Ereignisse des Tages mitzutheilen, und obschon ihre Hand fortwährend auf dem Schreiben ihres königlichen Bruders ruhte, als fürchtete sie, diese Stütze einen Augenblick zu verlieren,

so hörte sie doch mit lebhaftem Interesse diese Herren an.

„Graf Brahe,“ bemerkte sie, „Sie sagen also, der Fanatismus der Ritterschaft und des Adels gegen uns sei eher im Zu- als im Abnehmen begriffen.“

„So scheint es mir, Ew. Majestät. Hauptsächlich scheint man Ew. Majestät zu fürchten.“

Die Königin war in diesem Augenblicke wirklich Königin. Sie trug ihr Haupt hoch, als ruhte die Krone darauf. Aber mit dem Lächeln auf ihren Lippen kreuzte sich der Blitz in ihren Augen.

„Und darin hat man Recht, Graf,“ sagte sie; „im Kampf um das Diadem der Majestät fühle ich, daß ich die Schwester Friedrichs II. bin. Ich hoffe, daß dieser Brief . . . dabei erhob sie ihre Hand und ließ sie mit einer leichten Bewegung wieder auf den Brief fallen... ich hoffe, daß dieser Brief mir neue Kräfte verleihen wird. Man fürchtet mich, sagen Sie, das ist doch Etwas. Aber, Brahe, wird man's wohl wagen, zur Ausfertigung einer förmlichen Instruction für die Erziehung meiner Kinder zu schreiten, wird man es wagen, dem König und mir das natürliche Recht des Elternherzens, diese heiligste Sorge jedes Vaters und jeder Mutter, diese Befugniß, die man selbst bei den ärmsten Leuten nicht antastet, zu rauben? Wird man's wagen, mir das schönste Erbtheil eines Weibes, die Obhut über meine Kinder, zu entziehen? Ich erschrecke vor meinen eigenen Gefühlen, wenn ich nur daran denke . . . bei Gott, man trete mir nicht zu nahe . . . man treibe mich nicht zum Aeußersten. Sie glauben indeß...“

„Ich glaube, Ew. Majestät, daß man den Schritt thun wird . . .“

Zerstreut fuhr die Königin mit der Hand über die Stirne, legte sie aber sogleich wieder auf den Brief.

„Und Schecta, meine Herren, Schecta, er war ja heute vor der Commission . . . lassen Sie hören . . .“

„Er wurde auf heute früh um Eilf vorgeladen, Ew. Majestät,“ antwortete Graf Hard, „und die Commission schickte ihm einen Miethwagen und eine Wache, um sich seiner Person gehörig zu versichern; aber Schecta ist consequent; er protestirte und man mußte ihn mit Gewalt hinaufbringen.“

„Und das Volk . . . das Volk . . .“

„Schecta ist der Held des Tages, Ew. Majestät. Die Art, wie er zu Werke geht, entspricht den Gefühlen der Masse vollkommen. Ich hörte Hurrahrufen um ihn her, obschon da und dort auch gezischt wurde. Als er an Ort und Stelle kam, hatte sich bereits eine zahllose Menschenmasse versammelt. Der Wachcommandant befahl ihm auszusteigen; aber er weigerte sich. Seine Entschlossenheit rief unter dem Volke beifällige Aeußerungen hervor. Als er aber endlich mit lauter Stimme den Unteroffizier aufforderte, zur Commission zu gehen und zu fragen, ob man ihn hinauf führen oder tragen solle, da brach ein allgemeines, schallendes Gelächter aus.“

„Nun und dann?“

„Man mußte ihn wirklich hinauftragen.“

Die Königin hörte die Erzählung mit heiterer Erregtheit an. Sie erblickte in Schecta, der diese

ihr feindselige Behörde lächerlich zu machen gewußt hatte, einen gewaltigen Mitstreiter.

„Vor der Kommission angelangt," erzählte Hard weiter, „stellte sich Schecta, trotz der Aufforderung des Präsidenten, nicht auf die Seite der Angeklagten, links vom Tisch, sondern rechts, auf die Seite der Ankläger."

„Weiter, Hard, weiter!"

„Mit scharfen und eindringlichen Worten protestirte er dagegen, daß man ihn als Angeklagten betrachten wolle; er sagte, daß er den Sprecher des Bauernstandes angeklagt habe und nicht dieser ihn, und zwar habe er ihn angeklagt, weil er seinen Eid gebrochen und zur Uneinigkeit sowohl im eigenen Stande, als unter den verschiedenen Ständen beigetragen habe. Vergebens las die Commission die Anklageschrift der Stände, vergebens befahl man ihm, den Platz links vom Tisch einzunehmen. Schecta erklärte, er erkenne keine anderen als die gesetzlichen Stände an, und diese müssen das Recht jedes Einzelnen, von der vorgeschriebenen Gerichtsordnung Gebrauch zu machen, respectiren. Er glaube deßhalb nicht auf die Seite der Angeklagten treten zu müssen, sondern verlange, daß der Sprecher des Bauernstandes sich da einstelle, und daß man ihm selbst, um seine Aeußerungen gegen denselben zu beweisen, erlaube, den ganzen Bauernstand als Zeugen aufzurufen."

„Schecta ist ein ungewöhnlicher Character," fiel die Königin ein. „Auch Brutus spielte bis zu einer gewissen Zeit den Wahnsinnigen."

„Endlich, Ew. Majestät, verwarf er mehrere Mit-

glieder der Commission und verlangte, daß der Bauernstand darüber gehört werde, ob er die Verbrechen, deren er (Schecta) den Sprecher geziehen habe, gut heiße; jedoch stellte er die Bedingung, bei diesem Act zugegen sein zu dürfen. Als die Commission zuletzt befahl, man solle ihn mit Wache nach Haus zurückführen, sagte er, er begreife nicht recht, warum man ihn nicht gehen lasse; da man indeß angefangen habe, Gewalt zu brauchen, so möge man immerhin damit fortfahren, jedoch müsse man ins Protokoll aufnehmen, daß er Genugthuung verlange, und keine andere Herrschaft anerkenne als das Gesetz."

„Ich möchte nur wünschen," bemerkte die Königin, „daß unsere übrigen Freunde Ichsell, Forbus, Hästesko und wie sie alle heißen, mit derselben Entschlossenheit wie Schecta gegen die Commission aufträten, die ihr blutiges Beil am Ende auch noch über Ihren Häuptern, meine Herren, schweben lassen wird."

In diesen Worten der Königin lag ein schneidender Contrast gegen die Heiterkeit, welche die Erzählung von Schecta hervorgerufen hatte. Uebersah sie wohl in diesem Augenblick die Ereignisse klarer, als alle Anderen, oder war diese Aeußerung blos der Ausfluß einer ihrer vielen Launen? So einfach und ungesucht diese Worte waren, so machten sie doch einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden.

Aber auf einmal richteten drei von ihnen, Brahe, Hard und Horn, ihre Häupter empor und hefteten einen festen Blick auf die Königin. Nur Wrangel behielt sein Auge zur Erde gesenkt.

„Die Reichsstände, Ew. Majestät," sagte Brahe,

„besitzen allerdings eine große Macht, sowohl über den Rath des Königs als über die Nation, und die Commission mag wohl ein blutiges Beil in ihrer Hand sein; aber die Macht der Stände beruht doch hauptsächlich auf der Ritterschaft und dem Adel, und Ritterschaft und Adel, Ew. Majestät, werden niemals über ihre ältesten Stammgenossen den Stab brechen können: sie vergessen niemals, daß sie Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein sind."

„Ich bin kein Politiker," meinte Hard, „aber wir müssen nicht weiter gehen, als das Brett uns trägt."

„Als das Brett uns trägt," wiederholte die Königin.

Auch Horn wollte Etwas sagen; aber auf einmal erblaßten seine Wangen, und die Worte erstarben auf seinen Lippen.

„Graf Hard," sprach dagegen Wrangel, während er langsam sein Haupt emporrichtete, „Sie sind ein ganz guter Staatsmann, obschon Sie selbst keinen Werth darauf legen. Die Parteien haben in Wahrheit keine Angehörigen, sie kennen keine Verwandtschaft, sondern lassen sich ausschließlich von ihren Interessen beherrschen. Jeder, der sie bekämpft, ist ihr Feind. Wie Saturn, würden sie ihre eigenen Kinder auffressen, wenn sie dieselben fürchteten. Um eine Partei zu bekämpfen, muß man, wie Cybele, den neugebornen Jupiter verbergen, bis er selbst seinen Blitz handhaben kann. Wie Sie sagen, Graf Hard, man muß nicht weiter gehen, als das Brett trägt, ja kaum so weit, denn es kann umschlagen, wenn man es am wenigsten ahnt. Die

neuesten Vorgänge beweisen am besten, wie kitzlich unsere Lage ist. Schaut man recht tief hinein, so entdeckt man dreiste Vorbereitungen zu großen, feindseligen Unternehmungen. Beabsichtigt man wohl mit diesen beständig gegen uns vorgebrachten und ausgestreuten Beschuldigungen etwas Anderes, als einerseits die öffentliche Meinung in Harnisch zu bringen, und andererseits uns zu veranlassen oder zu zwingen, daß wir das gesetzliche Maß überschreiten sollen? Ein unvorsichtiger Schritt jetzt und wir sind verloren. Die Commission wird nicht unsere Ahnen, sondern die Sicherheit ihrer eigenen Partei auf die Wagschale ihrer Gerechtigkeit legen. Man hat bereits mehrere unserer Freunde verhaftet, und zwar aus ganz unbedeutenden Gründen. Es ist wahr, daß diese nicht den höheren, sondern vielmehr den unteren Classen angehören, aber man will damit nur sein Terrain untersuchen. Wenn man stark genug wird, d. h. wenn man genügende Veranlassungen erhält, so wird man auch über uns herfallen. Als man Silfverhjelm festnahm, war es mir, als ob das Brett unter meinem Fuß zitterte, und als ich hinabschaute, sah ich einen Abgrund unter mir sich öffnen. Man braucht blos einen von denen, die wirklich in unsere Geheimnisse eingeweiht sind, gefangen zu nehmen, um durch ihn den ganzen Anschlag zu erfahren. Wir haben allerdings noch keinen Schritt gethan, der, nach der gewöhnlichen Annahme des Wortes, als Verbrechen gegen die Staatsordnung ausgelegt werden könnte; aber wir haben von der Nothwendigkeit einer Veränderung gesprochen, wir haben uns über die Möglichkeit, eine

solche durchzuführen, berathen, und was braucht es mehr? Haben unsere Freunde, die jetzt als Angeklagte vor der Commission stehen, etwas Anderes gethan? Ich wage es deshalb, vor blindem Selbstvertrauen zu warnen. Also wie Sie sagen, Graf Hard, wir können gehen, so weit das Brett reicht, aber keinen Schritt weiter."

Die Königin hörte Wrangel aufmerksam an, wechselte aber die Farbe und ihre Stirn verdüsterte sich wieder.

„Sie wollen sich zurückziehen, Wrangel," bemerkte sie.

„Weit entfernt, Ew. Majestät, aber ich wünsche, daß jeder Schritt vorwärts mit wohlberechneter Vorsicht gemacht werde, daß man Vernunft und Klugheit nie aus dem Auge lasse."

Wrangels Haltung wirkte augenscheinlich auf die Anderen, und die Königin bemerkte es. Sie konnte auch seine Ansichten nicht mißbilligen, obschon sie ihrem entschlosseneren Character nicht zusagten. Was sollte sie thun? Sie durfte das Interesse dieser Männer sich nicht abkühlen lassen. Sie versprach sich einen guten Erfolg davon, wenn sie dieselben überzeugen könnte, daß sie nicht blos in ihrer eigenen Geistesgegenwart, sondern noch mehr in der Freundschaft ihres königlichen Bruders einen wesentlichen Stützpunkt besitze. Schnell ergriff sie daher den Brief und öffnete ihn.

Aber sie kam nicht weit damit, als sie auf einmal erblaßte.

„Ew. Majestät," sagten die vier Herren, „Sie sind krank, Sie werden blaß . . ."

Aber die Königin beherrschte sich wieder.

„Es hat keine Gefahr, meine Herren; es ist blos ein Unglück, das einen meiner Angehörigen betroffen hat."

Die vier Männer standen schweigend um sie her. Die Königin maß sie mit festem Blick.

„Mein Entschluß ist gefaßt," sagte sie; „lassen Sie uns handeln, aber mit der Vorsicht, welche die Umstände unleugbar gebieten. Sie wissen, meine Herren, daß ich mich, obschon ich bereits die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen hatte, gleichwohl durch einen gewissen Widerwillen abhalten ließ, meine Juwelen zu verpfänden; aber jetzt muß dieß geschehen. Sie werden dieselben morgen abholen, Wrangel. Sprechen Sie heute Abend mit Grill. Die Papiere sind in Ordnung, Alles ist im Reinen. An Geld wird es uns also nimmer fehlen."

Sie verstummte wieder, während sie einen Augenblick die Stirne in ihre Hand senkte.

„Ja ja, lassen wir's so, meine Herren. Vorwärts, aber vorsichtig. Verzeihen Sie mir, das Unglück, das mein Bruder erzählt, regt mich auf. Leben Sie wohl, meine Herren!"

Sobald die Königin sich allein sah, sank sie in einen Lehnstuhl und öffnete den Brief ihres Bruders wieder. Sie las ihn jetzt zu Ende, wandte ihn nach allen Seiten, begann ihn von Neuem zu lesen, legte ihn zusammen, warf ihn auf den Tisch, nahm ihn aber wieder und las ihn zum dritten Mal.

Während ihre Aufmerksamkeit noch an dem Briefe

haftete, hörte sie eine Bewegung hinter sich und wandte sich schnell um.

Alma und Puke kamen heran.

„Ew. Majestät," sagte Puke, „die Anvertrauung des Auftrags, den Sie mir nach Berlin gaben, war eine Auszeichnung, wofür ich nicht genug danken kann. Aber Alma hat mir erzählt, wie Ew. Majestät auch während meiner Abwesenheit an mich gedacht haben. In tiefer Verehrung bat ich Ew. Majestät vor einigen Monaten, über mein Leben zu gebieten. Während meiner Abwesenheit haben Ew. Majestät durch Röhr's Vermählung eines der größten Hindernisse, die Alma's und meinem Glück entgegenstanden, aus dem Wege geräumt. Aber dabei sind Sie nicht stehen geblieben. Ew. Majestät haben auch meine Ehre gewahrt, indem Sie eine Confrontation zwischen Ehrenpreuß auf der einen und Larsson, Schecta und Wrangel auf der anderen Seite herbeiführten. Niemand kann in größeren Verpflichtungen gegen Ew. Majestät stehen, als ich. Möge ich daher hoffen dürfen, daß man mich bald nicht zu denjenigen Geschäften, welche Ew. Majestät für die leichtesten halten, sondern zu solchen, welche die volle Kraft und den ganzen Ernst eines Mannes erheischen, verwenden werde. Ich fürchte Nichts, und am allerwenigsten fürchte ich, daß ich schwanken, zögern oder Ew. Majestät betrügen könnte."

Die Königin antwortete nicht sogleich. Nachdem sie Puke still eine Weile betrachtet hatte, gleich als ob sie sich erst in seine Worte hineinzufinden suchte, ging sie überlegend im Zimmer auf und ab.

„Ihre Versicherung, Puke, ist, das lese ich in

Ihrem ernsten Gesichte, keine leere Phrase. Ich traue Ihnen daher vollkommen, und leider werde ich mich auch nur zu bald in dem Fall befinden, Ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen zu müssen. Lassen Sie mich jedoch zuerst hören, welche Pläne Sie selbst für Ihre Zukunft entwerfen."

„So wie die Dinge jetzt stehen, Ew. Majestät, halte ich's für's Beste, mir ganz offen und einfach Alma's Hand von ihren Angehörigen zu erbitten."

„Aber diese werden Ihre Bitte abschlagen."

„Es kommt darauf an, Ew. Majestät. Ich gedenke auch Larsson aufzusuchen und mir die Papiere zu verschaffen, die er zu besitzen behauptet."

„Larsson . . ."

„Ja, Ew. Majestät."

„Larsson ist entflohen. Aber das können Sie freilich nicht wissen, da Sie eben erst in's Vaterland zurückgekehrt sind."

„Entflohen? Ich werde seine Spur verfolgen, und ginge es bis in die Hölle."

Die Königin ging von Neuem auf und ab. Aber bei dieser bestimmten Antwort Puke's blieb sie vor ihm und Alma stehen.

„Sie haben Anderes zu thun, Puke," bemerkte sie, „als Larsson zu folgen."

„Ew. Majestät," erwiederte er, „meines Vaters Ehre . . ."

„Und mein Wille," fiel sie ein.

Puke verbeugte sich.

Der ruhige Ernst, der ergebungsvolle und dennoch mannhaft entschlossene Ausdruck seines ganzen Wesens imponirte. Alma wechselte die Farbe. Beide

hatten Etwas an sich, was zum Herzen der Königin sprach. Aber noch einmal wandte sie sich von ihnen ab und machte einen Gang durchs Zimmer. Als sie wieder stehen blieb, klingelte sie und ein Page trat ein.

„Sage Ernst," befahl sie, „er solle sogleich zu mir herauf kommen."

Puke und Alma merkten nur zu gut, daß in der Königin Etwas vorging, was sie sich nicht zu erklären vermochten. Sie sahen ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Ernst kam nach einer Weile.

„Du weißt doch," fragte die Königin, „wo Silfverhjelm sich verborgen hält?"

„Ja, Ew. Majestät."

Dann suche ihn sogleich auf und sage ihm, daß ich ihn heute Abend zu sprechen wünsche. Bedeute ihm aber auch, daß er die größtmöglichste Vorsicht zu beobachten habe. Er weiß selbst am besten, welche Gefahr ihn bedroht."

Als Ernst sich entfernte, wandte sich die Königin wieder zu Puke.

„Verlassen Sie sich auf mich," sagte sie zu ihm, „ich verdiene Ihr Vertrauen gewiß. Ich war nahe daran, Sie nach Berlin zurückzuschicken, weil dieser Brief hier — sie hob ihn in die Höhe — meinen Wünschen allzu unvollständig entspricht. Aber ich will Sie nicht von Neuem auf diese Probe setzen. Mein Auftrag wird Silfverhjelm, der ja doch das Land verlassen muß, besser zu statten kommen."

Alma beugte sich, um dankbar die Hand der Kö-

nigin zu küssen, diese aber legte sie auf das gesenkte Haupt der Jungfrau und ergriff die Hand Puke's.

„Männliche Kraft und weibliche Ergebenheit," sagte sie, „das ist es, was ich hochachte. Dieselben Leute, die mich bekämpfen, bekämpfen auch Euch. Erwerbet mir ihre Freundschaft, Euch ihren Beifall, so haben wir gemeinschaftlich einen Sieg erworben. Se. Majestät der König gibt heute Abend ein Fest; kommen Sie auch hin, Puke, und wenn Sie mit Ehrenpreutz zusammentreffen, so handeln Sie, wie Sie es gut finden. Ich habe eben so viel Vertrauen zu Ihrem Urtheil, als zu Ihrem Muth. Sie sind jetzt frei, Puke; wenn ich Ihrer bedarf, werde ich Sie rufen lassen."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die drei Grazien. Puke's Zusammentreffen mit Ehrenpreutz.

Wir treten jetzt bei Fersen ein, aber nicht bei dem Grafen Axel Fersen, dem ersten Staatsmann, sondern bei Carl Fersen, dem Freund der Musen, mehr als der Weisheitsgöttin.

Die Fersische Familie konnte dazumalen als die eigentliche Tonangeberin in der vornehmen Welt betrachtet werden, nicht blos vermöge ihrer weitverzweigten Verbindungen, sondern noch mehr vermöge ihrer politischen Erfolge und ihrer aristokratisch schimmernden Haltung, was alles ihrer Grafenkrone einen Glanz verlieh, welcher beinahe mit dem königlichen wetteifern konnte.

Laß uns inzwischen unerschrocken eintreten, geneigter Leser: in einem Roman beruht die Etikette blos auf der Phantasie des Verfassers, und was man von dieser auch sagen mag, so ist sie jedenfalls nicht bäuerisch blöde. Wir passiren also durch den großen Saal, so wie durch einen daran stoßenden Salon, beide nach der besten Sitte der Zeit prachtvoll möblirt, und treten in's Wohnzimmer ein. Auch dieses ist geschmackvoll und elegant, obschon wir in unseren Tagen Besseres gesehen haben. Aber was wir nicht schöner gesehen haben, das sind die lieblichen, reizenden, kleinen Mädchen, die wir hier lachend und spielend beisammen finden.

Sie sind vier an der Zahl.

Die älteste von ihnen hat zehn bis zwölf Jahre. Wie dunkelblau wölbten sich nicht ihre Augen! Träumt wohl das in der jungen Brust erwachende Herz bereits einen ahnungsvollen Morgentraum vom Leben? Im Blicke Ernst, auf dem erröthenden Mund ein lächelnder Schalk. Es ist da eine Gegenwart, aus welcher eine Zukunft hervorkeimt.

Und die drei übrigen jüngeren, noch kindlicheren — wie reizend, wie liebenswürdig! Welche bezaubernde Kindlichkeit in ihren Gesichtszügen, wie viel naive Liebenswürdigkeit in ihrem ganzen Wesen, welche spielende Anmuth in ihren Bewegungen!

Mit allem Recht bleiben wir bewunderungsvoll stehen beim Anblick dieser bezaubernden Kinder, welche dereinst mehr als ein Herz fesseln und mit dem zwar vergänglichen, aber doch mächtigen Scepter der Schönheit herrschen sollten!

Die erste von ihnen war Luise Sparre, Tochter des Oberstatthalters Grafen Axel Wrede Sparre.

Die zwei andern waren die Töchter des Grafen Carl Fersen, Auguste und Ulla.

Die Mitzeit zollte ihnen den ritterlichen Preis ihrer Bewunderung; die Nachwelt hat sie noch nicht zu vergessen vermocht.

Aber was sie auch jetzt als Knospen verhießen, so sollten sie doch dereinst als vollkommen herangewachsene Blumen noch mehr leisten.

Sie haben indeß nicht blos bei Hofe, sondern auch in der Welt des Gesanges geglänzt, und das ist mehr: bei Hof welken alle Blumen mit dem Hofe selbst dahin, aber im Reich des Gesanges stirbt keine: alle seine Blüthen bleiben unverwelklich.

Die Poesie ist so sehr die Tochter des göttlich Ewigen, daß sie auch ihren Gegenständen eine gewisse Unvergänglichkeit zu verleihen vermag, und in so fern können diese drei Jungfrauen, auf welche Kellgren sein berühmtes Lied: Die Taufe der Grazien, dichtete, ihres bleibenden Nachruhms gewiß sein.

Für den Augenblick ergehen sich die herrlichen Kinder in allerliebsten, poetisch freien Entwürfen und Plänen, was sie einst werden wollen.

Aber wer ist die vierte im Bunde?

Die kindlich unschuldsvollen Verheißungen der Natur sind bei ihr nicht minder reich. Hier hebt sich die Stirne allerdings etwas stolzer, und obschon sich ein Schalk vergebens in den zierlichen Grübchen der Wangen zu verbergen scheint, findet man doch die Augenlinien entlang einen kleinen Zug, der bei-

nahe von Neigung zu größerem Ernst, man könnte vielleicht sogar sagen, zu Melancholie zeugt.

Während die übrigen Kinder spielend im Zimmer umher springen, betrachtet sie ein auf dem Sophatisch liegendes Gemälde, das ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen scheint.

Es ist Anna Creutz, Tochter des Lieutenants Grafen Creutz.

Aber so gerne wir noch länger bei der einnehmenden Kindergruppe verweilen möchten, so hören wir doch in diesem Angenblick sprechende Stimmen von einem innern Zimmer her, und unser Interesse für die Tagesbegebenheiten verlockt uns, den Thürvorhang zu lüften, welcher den Weg dahin versperrt. In der That belohnt auch der Anblick unsre Kühnheit. Wir haben die Bekanntschaft der Gräfin Fersen, Gemahlin des Grafen Carl, schon bei einer früheren Gelegenheit im Hause des Barons Pechlin gemacht. Welche vollendete Anmuth in ihrem ganzen Wesen! Obschon sie ihre Toilette so eben beendet hat, betrachtet sie sich noch einmal im Spiegel. Das Spiegelbild strahlt auch auf sie zurück, und es ist wohl verzeihlich, wenn es ihr ein Gefühl des Stolzes einflößt. Wenn man sie sieht, da begreift man so leicht, warum man vorzugsweise an der äußeren Schönheit des Weibes so sehr festhält; man sieht ein, daß diese daher kommt, weil sie eine wirkliche Macht ist. Die innere Schönheit, welcher die äußere abgeht, gleicht einem König ohne Reich, ohne Thron, ohne Krone, ohne Scepter, und wird daher immer nur sehr wenige Anbeter haben. Das göttliche Wesen ist allerdings das ewig bewundernswerthe; aber fehlte es ihm an

einer Gestalt in der unendlichen Symbolik der Welt, so würden wir es doch kaum verstehen. So ist der Mensch. Er emancipirt sich niemals ganz von seinen Alltagsgefühlen.

„Sei aufrichtig, Marie Luise," sagte sie, indem sie sich vom Spiegel abwandte, „vertraue mir Alles, was auf Deinem Herzen lastet. Du weißt, wie sehr ich Dich liebe; Du weißt, daß ich Deiner Mutter versprochen habe, als Freundin über Dich und die Deinigen zu wachen. Aber Du bedenkst Dich?"

„Nein, Frau Gräfin, nein; aber ich weiß nicht..."

„Immer Frau Gräfin; sind wir denn nicht Freundinnen, Marie Luise?"

„In meinem Herzen ja, Frau Gräfin; aber ich erblicke in Ihnen . . ."

„Das stolze Weib, willst Du sagen; aber ich erblicke in Dir noch etwas mehr, das bescheidene Weib, und Bescheidenheit, Marie Luise, ist doch die schönste Eigenschaft eines Frauenherzens. Aber Du willst Dich mir nicht anvertrauen; soll vielleicht ich Dir sagen, warum Du Dich abhärmst? Du verzeihst mir? Nun wohl, Du bist unglücklich, Marie Luise."

Diese Worte waren an Marie Luise Creutz, Gattin des Lieutenants Grafen Creutz, gerichtet.

Wie von einem tiefen Schmerz berührt, erblaßte sie.

„Ach nein, Gräfin, Sie täuschen sich," antwortete sie etwas lebhafter als gewöhnlich; „ich bin nicht unglücklich, das ist zu viel gesagt, aber . . ."

„Sprich, Marie Luise; ich bitte Dich beim Andenken Deiner Mutter, sprich."

„Aber ich fürchte," fuhr sie beinahe stammelnd

fort, „ich fürchte es zu werden; und diese Ahnung erschreckt mich, bringt mich um alle Ruhe und Freude, bannt den Schlaf von meinen Augen."

Die Gräfin Fersen hatte ihren Arm um Marie Luise geschlungen und zog sie näher an sich.

Wenn die Gräfin auch einige Jahre älter war als Marie Luise, so unterschieden sie sich doch weniger dadurch, als durch ihr Aussehen und ihre Gemüthsart. Schönheit und Liebenswürdigkeit blühten bei der Ersteren auf einer Grundlage von Gesundheit und Glück, während sie bei der Letzteren sichtlich von einem innern Leiden verzehrt wurden.

„Ich bin überzeugt," fuhr indeß Marie Luise fort, „daß Creutz mich warm und aufrichtig liebt, wie auch daß er ein grundehrlicher und redlicher Mann ist, von dessen Handlungen und Gesinnungen ich keinen Augenblick Etwas zu fürchten brauche, wenn er nur den Eingebungen seines eigenen guten Herzens folgt. Aber deßungeachtet hat er mir schon längere Zeit ganz unerklärlich geschienen. Was ihn früher interessirte, hat jetzt allen Werth für ihn verloren. Ich sehe, daß er sich jetzt von neuen und fremden Eindrücken leiten läßt. Die Freundschaftsverbindungen, die er früher hochstellte, fesseln ihn jetzt nicht mehr. Sogar Alma, die sonst eine gewisse Macht über ihn besaß, betrachtet er jetzt . . . ich schäme mich es zu sagen . . . blos noch als eine Waare, womit er speculiren kann. Seinen alten Freund Brahe haßt er beinahe, und Herrn von Röhr, der früher sein täglicher Umgang war, empfängt er nicht mehr. Mit einem Wort, ich verstehe ihn nicht. Seine Gedanken beschäftigen sich mit Dingen, die ich

nicht begreife. Er ist unzufrieden mit dem Hof, ja mit der ganzen Welt, nur mit sich selbst nicht. Ach, Gräfin, verzeihen Sie mir, daß ich mich Ihnen anvertraue. Aber ich vermag es nicht allein zu tragen . . ."

Sie kam nicht weiter. In diesem Augenblick wurde der Thürvorhang zurückgeschlagen, und ein freundliches, heiteres Gesicht kam zum Vorschein. Es gehörte dem Grafen Carl Fersen.

„Ei, ei, meine Damen," sagte er, „Sie vertiefen sich in sentimentale Scenen, die sich gewiß auf dem Theater ganz meisterhaft ausnehmen würden; aber Sie vergessen, daß die Equipage schon eine Stunde auf Sie wartet. Haben Sie eine Rolle zu repetiren?"

„Keinen Scherz, mein Freund," antwortete die Gräfin. „Der Kummer des Menschenherzens ist keine Theaterpuppe."

Der Graf ging sogleich mit einem theilnehmenden und herzlichen Ausdruck auf Marie Luise zu.

„Während ich mich draußen an den Kindern erfreute," sagte er, und seine Stimme war jetzt voll Ernst, „hörte ich Alles, was Sie hier innen sprachen. Erröthen Sie nicht darob, meine Gräfin. Sie besitzen nicht blos in meiner Frau eine Freundin, sondern auch in mir einen Freund. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen das Räthselhafte im Wesen Ihres Mannes zu erklären? Sie sagten ja doch, er sei jetzt anders als vorher. Der Grund liegt darin, daß er in der neuesten Zeit eine Bahn betreten hat, welcher er vielleicht nicht gewachsen ist."

„Welche Bahn meinen Sie, Herr Graf?"

„Die der Politik."

Es dürfte nicht leicht zu entscheiden sein, in wie weit Marie Luise den tieferen Sinn verstand, den Fersen in seine Worte zu legen beabsichtigte.

„Sie sagten, meine Gräfin," fuhr er indeß fort, „daß ältere Freundschaftsverbindungen sich jetzt in seiner Seele gleichsam auflösen, und daß er sogar Personen hasse, die er früher liebte."

„Ja, ja."

„Wissen Sie denn nicht, daß er Mitglied der Commission ist?"

Auch auf dieses Wort legte Fersen eine stärkere Betonung.

„Ferner sagten Sie, er sei mit dem Hof, mit der ganzen Welt unzufrieden."

„Ja, das sagte ich."

„Und wollen Sie die Ursache wissen?"

„Erklären Sie sich, Herr Graf, ich bitte Sie."

„Der Dämon des Ehrgeizes hat in seine Seele gegriffen, sein Herz erfaßt, sein Gemüth hingerissen. Er will aufwärts, vorwärts; er hat innerhalb der Grenzen seiner älteren Verhältnisse keine Ruhe mehr."

Und während er das sagte, wandte er sich an seine Frau und ergriff ihre Hand.

„Mit nicht geringerem Stolz als mein Bruder Axel fühle ich, daß ich ein Fersen bin; aber mit Dank gegen die Vorsehung glaube ich unendlich glücklicher zu sein als er. Ich liebe mit Leidenschaft die schönen Künste . . ."

Seine Frau drohte ihm schalkhaft mit der Hand.

„Du liebst die schönen Künste," wiederholte sie; „Du hättest kürzer sagen können: Ich liebe die Schönen."

„Nein, meine Gute; ich liebe die Kunst, die schöne Kunst, hauptsächlich die dramatische Kunst, und ich bin überzeugt, daß das Glück, das ich vom Leben genieße, die Freude und Friedsamkeit, die mich in meinem Hause umgeben, die ruhige und stille Liebe, die ich für die Meinigen hege, wesentlich daher kommen, daß ich mich niemals mit der Politik befaßt habe. Die Politik ist ein Hirngespinnst; von dem Augenblick an, wo wir uns ihr hingeben, fliehen Ruhe und Friede, und man verfällt der Tyrannei einer beständig wachsenden Leidenschaft. Wenn man die schönen Künste liebt, so liebt man alle Menschen und wird auch von ihnen geliebt, die Politik dagegen verjagt die Liebe aus unserer Brust und die Freunde von unserer Seite. Aber lassen Sie uns jetzt gehen."

Als sie in's Wohnzimmer kamen, hatte sich die Anzahl der Kinder noch um ein fünftes vermehrt, es war der kleine Arvid Creutz, ein derber, treuherziger Junge von sieben bis acht Jahren.

Sobald er seine Mutter erblickte, sprang er auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Mama," rief er, „die Mädchen sagen, daß sie mit in's Schloß dürfen, zum Prinzen; darf ich nicht auch mit, Mama?"

„Ja wohl, mein Junge; die Königin hat es erlaubt. Aber du mußt mir versprechen, recht artig gegen den Prinzen zu sein."

„Ich verspreche es, Mama."

Die langen Zimmerreihen des stattlichen Palastes waren prachtvoll beleuchtet. Equipagen fuhren zu und ab. Bald blieben sie vor den Thoren des äuße-

ren Schloßhofes stehen, bald durften sie bis in den inneren herein rollen. Die Etikette ist ein strenger Hofmarschall, auf dessen Stab die Freiheiten und Rechte jedes Einzelnen bis zur kleinsten Linie gezeichnet stehen.

In den Salons ordneten sich die Ankommenden gruppenweise, je nach Würde und Geschmack. Wir kennen die Stellung der Parteien. Aber je größer die politische Spannung wurde, um so mehr bemühte man sich, durch verbindliche Umgangsformen gleichsam einen Blumenteppich über den Abgrund zu werfen, der sich zwischen den feindlichen Fractionen immer mehr erweiterte. Hätte man den vulkanischen Boden nicht gekannt, worauf man stand, sondern blos aus demjenigen schließen wollen, was man flüchtig um sich her sah, so hätte man vermuthen können, es habe eine Zeit wirklicher Versöhnung begonnen. Durch zuvorkommende Artigkeit suchte man einander zu täuschen, ohne daß sich indeß Jemand täuschen ließ. So tief auch die äußere Verehrung war, welche die Herren Reichsräthe und auch die Stände der Majestät zollten, so hob sich doch die gespenstische Gestalt der Commission finster und drohend über ihre Schultern empor.

Der König hatte die bedeutsamsten Personen aller Parteien eingeladen. Es war ihm ein tiefes, inniges Bedürfniß, nicht sowohl vielleicht daß diese Leute sich ihm nähern möchten, als daß er sich ihnen nähern könnte. Wir wissen, daß die Königin die Verhältnisse nicht von demselben Gesichtspunkte aus betrachtete.

Man hatte sich auch zahlreich eingefunden. Man

war gewöhnt, in den königlichen Prachtsälen sowohl seine Freunde als seine Gegner zu treffen, und man war ebenso geneigt, mit den Ersteren ein heiteres Wort zu wechseln, als mit den Letzteren im Zungenkampf eine Lanze zu brechen. Aber dies war doch nicht die einzige Ursache, warum sogar die erbittertsten Feinde des Hofes sich gern da einstellten. Wenn die Königin auf der einen Seite durch ihre ränkesüchtige Dreistigkeit mit magnetischer Kraft bei Vielen den Wunsch erweckte, selbst ihre unbedeutendsten Unternehmungen aufmerksam zu beobachten, so besaß sie auf der andern Seite auch ein ungewöhnliches Talent, ihren Festen den Reiz überraschender Neuheit zu geben, wodurch sie ungemein anziehend wurden. Man kam mit der Hoffnung, etwas Neues zu erfahren, und man entfernte sich selten, ohne Etwas gefunden zu haben.

Auch jetzt schauten die Gäste sich um, gleich als wollten sie erforschen, ob sie etwas Unerwartetes zu hoffen hätten. Wirklich gab auch ein unbedeutender Umstand Anlaß zu solchen Hoffnungen. Die Thüren eines der größeren Zimmer, die gewöhnlich Jedermann offen standen, waren nämlich jetzt nicht blos verschlossen, sondern wurden sogar von zwei Hofpagen bewacht, die wie Posten auf und ab schritten und Jedermann den Zutritt verweigerten.

Was mag das bedeuten? fragte man sich, und die Besteingeweihten antworteten entweder mit einem ausweichenden Scherz oder mit einem: Wir werden schon sehen.

Wir, die wir wissen, daß die Königin von ganz anderen Gegenständen, als von festlichen Anordnun-

gen in Anspruch genommen war, haben vielleicht einigen Grund zu bezweifeln, daß sie Zeit gehabt habe, daran zu denken, denn in ihrem Feuer glühten gar viele Eisen; wir werden jedoch bald sehen, wie es sich damit verhält.

„Heute Abend," bemerkte Ehrenpreutz, der sich fast ausschließlich mit den ernsten und wichtigen Fragen des Tages beschäftigte, „soll man den Prinzen mit einer eigenen kleinen Gesellschaft versehen haben."

Diese Veranstaltung oder Unvorsichtigkeit, wenn man sie so nennen will, hatte bereits ein gewisses Aufsehen erregt.

Es war zwar nichts Ungewöhnliches, daß der Prinz mit Kindern von seinem Alter umgeben wurde, befand er sich doch in den Jahren, wo die Kinder am meisten Bedürfniß nach dem Umgang mit Ihresgleichen empfinden; aber seitdem die Stände angefangen hatten, die Frage über seine Erziehung zu erörtern, gab die geringste Kleinigkeit Anlaß zu verschiedenen Deutungen.

Bei Hof hatte noch Niemand daran gedacht, und vielleicht ist dies ein Mangel an Ueberlegung zu nennen.

Für viele der Anwesenden bildete indeß der Gegenstand das Hauptthema ihrer leisen Gespräche.

Jedermann war entschlossen, aufmerksam zu beobachten, wie der Prinz, dessen kindlicher und heiterer Geist bereits lebhaft arbeitete, sich anlassen würde.

Glücklicher oder vielleicht unglücklicher Weise wußte er jedoch selbst Nichts davon, so daß also die

Freiheit seiner kindlichen Phantasie in keiner Beziehung gehemmt wurde.

„Man fängt bei Zeiten an, ihm Vergnügen machen zu wollen," fügte Creutz hinzu.

„Dalin denkt an Alles," meinte Pechlin, während sein Blick langsam über die Sprechenden hinschweifte, „und man muß ihm dafür Rechnung tragen."

„Wie verstehen Sie das, wenn ich fragen darf?" fiel Palmstjerna mit gerunzelter Stirne ein.

„Er will ihn bei Zeiten lehren, den König zu spielen," erklärte Pechlin.

„Glücklicher Weise jedoch," versetzte Palmstjerna, „nur in der Kinderstube."

„Die Welt beginnt in der Kinderstube," antwortete Pechlin, „und endet im Greisenhaus."

Der Cornet Zachris Aminoff stand ganz nahe im Gespräch mit einigen jüngeren Offizieren.

„Sie waren lange fort, Herr Cornet," sagte Creutz ihn begrüßend; „seien Sie wieder willkommen."

„Der Cornet," erläuterte Pechlin mit einem zweideutigen Lächeln, „mußte auf einige Wochen bei seinem Regimente eintreten und war so gefällig, bei dieser Gelegenheit auch nach meinen Gütern zu sehen. Der Herr Cornet Aminoff ist ein vortrefflicher Geschäftsmann."

Aminoff und Pechlin wechselten hierauf einige leise Worte mit einander.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron, daß Sie mir mit der Antwort aushalfen," sagte der Erstere. „Aber wo kann ich Amanda treffen? Es ist ja eine Ewigkeit, daß ich sie nicht mehr gesehen habe."

„Sie ist sicherlich auf ihrem Zimmer zu treffen."

Das Gespräch zwischen den Uebrigen war inzwischen in Gang gekommen. Man kam von allgemeineren Gegenständen auf speciellere zu reden.

Die Gruppe, bei welcher wir stehen geblieben sind, befand sich gerade vor der großen Reihe von Thüren und konnte also alle Ankommenden leicht überschauen. Die Aufmerksamkeit war jetzt auch unverwandt dieser Richtung zugekehrt, und man vergaß nicht unter pikanten Bemerkungen die Eintretenden zu mustern.

Das lebendige Panorama war auch im höchsten Grade großartig und prächtig. Die reichen Gewande blitzten von Gold und Edelsteinen, die Gesichter strahlten von Stolz und Freude, die Kronleuchter von Kristallen und Lichtern. Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Zimmer, während die Masse der Gäste sich bald voran bewegte, bald in verschiedenen Richtungen einbog.

Pechlin beobachtete Stillschweigen. Er hatte sich seit der letzten Niederlage, welche die Königin ihm bereitet, nicht mehr bei Hof eingefunden. Aber die Ereignisse waren jetzt bedeutend vorangeschritten, und er wollte Genugthuung suchen. Durch Aminoff, der, wie wir wissen, Puke beinahe wie ein Schatten bis nach Berlin gefolgt war, hatte er allerlei erfahren, was ihn zum Herrn des Terrains machte. Streitlustig, wie er war, heftete er seine Aufmersamkeit von Zeit zu Zeit nach der Richtung, von welcher, wie er vermuthete, die Königlichen kommen mußten.

Inzwischen entging ihm auch nicht, was um ihn her geschah.

Die Grafen Axel Fersen und Brahe kamen beinahe gleichzeitig.

„Es ist merkwürdig zu sehen," sagte Ehrenpreutz, „mit welcher Aufmerksamkeit diese zwei Männer, die kaum noch Nebenbuhler um den Marschallsstab waren, einander begegnen."

„Sie haben wahrlich Recht, Onkel," stimmte Creutz ein; „dies ist ein recht schönes Schauspiel."

Pechlin richtete seine grauen Augen auf sie.

„Wahrlich ein unvergleichliches Schauspiel," versetzte er; „aber ich weiß nur nicht, ob es eine Komödie oder eine Tragödie ist. Was meinen Sie, Excellenz?"

Die Umstehenden betrachteten Pechlin, ohne Etwas zu sagen.

„Applaudiren Sie, meine Herrn," rief er, „applaudiren Sie; dann lassen Sie uns eine Nacht über dem Eindruck schlafen, ehe wir an die Recension gehen. Schon Mancher ist mit einem Eindruck eingeschlafen und mit einem Urtheil erwacht."

Ehrenpreutz und Creutz fühlten sich durch Pechlins bissige Bemerkung verletzt, hefteten aber, als ob sie Nichts gehört hätten, ihre Aufmerksamkeit fortwährend auf die neu eintretenden Gäste.

Pechlin lächelte.

„Sie warten auf Jemand," redete er sie an; „ich glaube, daß er bald hier sein wird."

Ehrenpreutz und Creutz konnten nicht länger gleichgültig bleiben.

„Wen vermuthen Sie, daß wir erwarten, Herr Baron?" fragte Creutz.

„Was weiß ich?“ antwortete er gleichgültig; „ohne Zweifel den Capitän Puke.“

Dieser Name übte immer eine schreckliche Wirkung auf Ehrenpreutz, und auch Creutz fühlte sich unangenehm dadurch berührt, zwar weniger in Folge eigenen persönlichen Unwillens, als wegen der Eindrücke, die Ehrenpreutz ihm allmälig beigebracht hatte.

Sollte Puke wirklich zurückgekehrt sein?

Schon der Gedanke, ihn bei Hof auftreten zu sehen, nachdem man gehofft hatte, daß er das Land für immer verlassen würde, flößte ihnen ein Gefühl des Unbehagens ein. Und wirklich entdeckten sie, als hätte das Schicksal ihnen keinen ruhigen Augenblick vergönnen wollen, auf einmal Puke's bleiches Gesicht, seine ruhige Stirne und seine ernste Gestalt, die hinter der Schaar der übrigen Gäste einherkam. Wie gewöhnlich war er ganz allein und schien sich auch um Niemand zu bekümmern.

Creutz, welcher ahnte, was in Ehrenpreutz vorging, ergriff schweigend seine Hand und zog ihn in eine Fenstervertiefung.

Hier waren sie von der übrigen Gesellschaft so gut wie abgeschieden.

Die vornehmsten Edelleute des Reichs, sowohl aus dem Reichsrath als aus dem Ritterhaus, hatten sich versammelt, um den König und die Königin bei ihrem Eintritt zu empfangen.

Der König erschien zuerst. Er war beinahe allein.

Nach einer Weile sah man auch die Königin.

Sie hatte sich vielleicht noch niemals mit größerer

Bayerische Staatsbibliothek München

Maßhaltung in ihrer Majestät gezeigt. Ihre Augen glänzten nicht mit der gewöhnlichen Ueberlegenheit, die Stirne strahlte nicht in ihrem vollen gebieterischen Licht, sondern in ihrer ganzen Erscheinung lag ein ruhiger, beinahe kummerähnlicher Ernst, welcher den gebietenden Grundton etwas abschwächte und zu wahrer Würde ermäßigte. Man hätte vielleicht sagen können, daß sie an der Gegenwart keine Freude habe, aber dennoch mit Seelenstärke und Ruhe einer mit Kämpfen schwangeren Zukunft entgegensehe.

Sämmtliche zum Fest geladene Damen hatten sich bei ihr versammelt und folgten ihr jetzt. Dies war unleugbar eine glänzende Umgebung: Geburt und Reichthum, Jugend und Schönheit wetteiferten hier mit einander.

Der König empfing die Königin und führte sie zwischen den zahlreichen Schaaren vor. Beide Majestäten spendeten da und dort gnädige Worte und freundliche Grüße.

Zufällig heftete sich die Aufmerksamkeit des Königs auf die geschlossenen Thüren eines der gewöhnlichen Empfangzimmer, und er wandte sich fragend zur Königin.

„Du hast das vermuthlich befohlen?"

„Ja."

Die freundliche Miene, womit der König diese Antwort aufnahm, bewies seine Befriedigung. Er ahnte bereits, daß ein Vergnügen bevorstand.

„Das ist recht, meine Liebe," fügte er beinahe flüsternd hinzu; „laß uns gegen Jedermann recht zuvorkommend sein."

„Ich werde Niemand beleidigen, wenn man nur mir nicht zu nahe tritt."

Bayerische Staatsbibliothek München

„Was hast Du vor?"

„Carl Fersen hat um Erlaubniß gebeten, Etwas nach eigenem Gutdünken und Geschmack zu veranstalten. Aber er ist ein Geheimnißkrämer, und ich weiß selbst nicht, was er im Schilde führt."

Unter solchen Gesprächen setzte das königliche Paar seine Runde fort.

Die Gräfinnen Brahe und Hard, Fersen und Lantinghausen hatten sich zusammen geschlossen. Marie Luise und Alma, die ganz nahe bei ihnen waren, wechselten einige Worte mit einander.

„Er ist zurückgekommen," sagte Alma.

„Er? Wer?"

„Puke."

Ein Ausdruck von Angst breitete sich über Marie Luisens Gesichtszüge.

„Du erschrickst," bemerkte Alma. „Ach, und ich fühle mich so glücklich."

„Ich begreife die Seligkeit, die Dein Herz empfinden muß, Alma," antwortete Marie Luise; „aber ich fürchte nur, Ehrenpreutz und Creutz möchten neue Streitigkeiten, neue Stürme hervorrufen. Mein Gott, wie wird das enden?"

„Ich hoffe das Beste; Puke will selbst mit ihnen sprechen."

„Er wird nicht auf sie einwirken können."

„Die Königin unterstützt ihn."

„Beide hassen sie."

In diesem Augenblick erschien Puke an der Thüre. Das Zimmer war voll von Menschen, und sein Blick wandte sich langsam forschend umher. Auf einmal begegnete er den Blicken Alma's. Ihr Herz verkündete

durch eine flammende Röthe auf ihren Wangen, daß sie seine Anwesenheit bemerkt hatte. Puke dagegen blieb scheinbar so ruhig wie immer, nur die Flamme in seinen Augen leuchtete in höherem Glanz. Aber in diesem Augenblick gewahrte er auch Ehrenpreuß und Creutz in der Fenstervertiefung, und mit einer stolzen Kopfbewegung schritt er weiter zwischen den Gruppen vor, in der offenbaren Absicht, mit ihnen zusammenzutreffen. Marie Luise und Alma, die einen heranziehenden Sturm fürchteten, suchten gleich scheuen Täublein Schutz, indem sie sich noch näher an die vier älteren Gräfinnen anschloßen, unter denen sie wenigstens an der Gräfin Fersen eine milde Freundin zu besitzen sich bewußt waren.

Während der König und die Königin noch ihre Runde durch die Zimmer fortsetzten, trat Tessin, dieser prächtige Adler sowohl am Hof als in der politischen Welt, zu der kleinen Damengruppe und theilte dem Gespräch die Lebendigkeit mit, die ihn selbst so sehr kennzeichnete.

„Der König und die Königin haben sich," sagte er zur Gräfin Fersen, „heute Abend mit Allem umgeben, was die Hauptstadt Glänzendes besitzt."

„Und," fiel die Gräfin ein, „auch mit Allem, was sie Finsteres besitzt."

Der Graf bezog dies auf die politischen Tagesverhältnisse und lächelte blos zu der Antwort der Gräfin; es fiel ihm nicht ein, ihr eine andere Deutung zu geben.

„Ganz recht," erklärte er mit einer artigen Verbeugung, „sie haben sich sowohl mit Licht als mit Dunkel umgeben, d. h. Frau Gräfin, sowohl mit

Damen als Cavalieren; aber Sie müssen doch zugeben, daß die Contraste einander bedürfen, denn ohne die Dunkelheit könnte sich auch das Licht nicht in seiner ächtesten Schönheit zeigen."

„Wenn ich Sie recht verstehe," scherzte die Gräfin, „so würden wir also gegen die Schatten, die an unserer Seite wandeln, in großer Verpflichtung stehen."

„Ich kann blos für mich antworten," versetzte Tessin; „aber wenn ich Ihr Schatten wäre, Frau Gräfin . . ."

Tessin fuhr nicht fort, sondern unterbrach sich selbst und sah sich forschend um.

„Apropos . . ."

„Apropos . . . wen suchen Sie, Graf?"

„Ein Fersen," antwortete Tessin etwas beißend, „kann niemals ein Schatten werden: aber ich sehe doch nach, wo derjenige ist, der Sie vorstellen soll."

Carl Fersens kleine Galanterien waren am Hof bekannt, und die Gräfin fühlte sich durch den so leicht hingeworfenen Pfeil etwas getroffen.

„Wenn ich den Ausdruck in Ihrem Gesicht recht beurtheile, Frau Gräfin," begann Tessin wieder, „so wissen Sie selbst nicht, wo er jetzt ist."

„In dieser Beziehung sehen Sie ganz richtig, Graf; er verließ mich, sobald wir hier ankamen. Wissen Sie vielleicht . . ."

„Der Graf ist ein Freund von Mystificationen. Er bereitet Ihnen eine Ueberraschung, Frau Gräfin; Sie sehen die Pagen dort an der Thüre."

„Allerdings; aber was bedeutet dies?"

„Der Graf hat ja doch eine einzige große Leidenschaft?"

„Ja."

„Zu den vielen Triumphen, die er bereits errungen hat, will er heute Abend einen neuen fügen. Während sein Bruder in der politischen Laufbahn Ehre und Ruhm erringt, erwirbt er Lorbeeren im Reich der schönen Künste. Aber Sie dürfen die Stirne nicht runzeln, Gräfin... Sie sind doch immer die Ursache seiner Neigung?"

„Ich?"

„Das ideelle Leben muß mit wunderbarer Macht Jeden anziehen, der in so naher Verbindung wie er mit dem Ideal selbst steht."

Puke war inzwischen bis zu Ehrenpreuß und Creutz vorangekommen.

Ehrenpreuß betrachtete diese Annäherung als eine beleidigende Dreistigkeit, und Creutz hielt sich bereit, seinem Oheim als treuer Bundesgenosse zur Seite zu stehen.

Puke grüßte die beiden Herren mit der ungesuchten Ehrerbietung, die mit seinem offenen Charakter übereinstimmte.

„Nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist," redete er sie an, „mag es Ihnen vielleicht unerwartet scheinen, meine Herren, wenn ich diese Gelegenheit benütze, um sowohl Sie, Herr Graf Ehrenpreuß, als auch Sie, Herr Graf Creutz, für einige Augenblicke um geneigtes Gehör zu bitten."

Der erste Gedanke des alten Reichsraths war, sich zu entfernen; aber da Creutz ihm zuvorkam und Puke um seine Erklärung ersuchte, so glaubte er ebenfalls bleiben zu müssen.

Puke's Gesicht blieb unveränderlich. Es bewegte sich keine Muskel darin.

„Kaum erst ins Vaterland zurückgekehrt, Herr Graf Ehrenpreutz," fuhr Puke fort, „bin ich bis vor wenigen Stunden über die Ursachen der Feindseligkeit, womit Sie mich in den letzten Zeiten behandelten, in gänzlicher Unkenntniß geblieben."

Zu seinem Schrecken sah Ehrenpreutz jetzt wie gewöhnlich einen unbeugsamen Muth in Puke's düsterem Blicke brennen.

„Wenn Sie mich sprechen wollen, mein Herr," unterbrach er ihn daher, „so thun Sie am besten, mich in meiner Wohnung aufzusuchen. Hier haben wir einander Nichts zu sagen."

Ehrenpreutz und Creutz hatten sich umgeschaut, und obschon sie einsahen, daß die Dämmerung, worein die Fensternische sie hüllte, sie vollkommen vor Beobachtung schützte, so fürchteten sie nichtsdestoweniger, daß Puke, welchen sie beleidigt zu haben fühlten, sehr leicht die Grenzen überschreiten und in der Hitze seines Unwillens einen Auftritt veranlassen könnte.

„Mein Onkel hat Recht," stimmte Creutz ein; „wir sind hier nicht am passenden Orte."

Puke verstand sie sehr wohl.

„Ich habe mir dies selbst gesagt," versetzte er, „und ich würde mich auch unfehlbar darnach gerichtet haben, wenn das, was ich Ihnen jetzt zu sagen wünsche, auch nur die entfernteste Absicht enthielte, das Mißvergnügen des Herrn Grafen zu erneuern."

Puke sprach dies mit solcher Aufrichtigkeit, und selbst der Tonfall seiner Stimme hatte etwas so An=

sprechendes, daß Ehrenpreutz sich wieder gegen ihn wandte.

„Was haben Sie mir also zu sagen?“ fragte er. „Lassen Sie hören.“

Puke's Brust schwoll. Viele düstere Erinnerungen flogen in diesem Augenblick durch seine Gedanken, aber auch die Hoffnung mit ihrer Fackel leuchtete und verschwand unter ihnen. Wie manchen wichtigen Schicksalswechsel er auch schon erlebt hatte, so beruhte doch Alma's und sein eigenes Wohl und Wehe auf diesem Augenblick. Gewöhnlich liebt man um seiner selbst willen. Puke that dies auch, aber nicht ausschließlich, er liebte Alma um ihretwillen. Die Jünglingsjahre lagen hinter ihm, deßgleichen die Erfahrungen der Ehe und zwar einer unglücklichen Ehe. Und in einem Augenblicke, wo er beinahe alle Hoffnungen für das Leben aufgegeben hatte, erschloß ihm Alma, der schönste Liebestraum seiner eigenen Jugend, mit kindlicher Naivetät und rührender Zuversicht das reine Paradies ihres Herzens. Er dachte auch nicht an sein Glück, sondern nur an das ihrige, an das Glück dieser Jungfrau, die sich ihm hingab und, man kann sagen, blos darum hingab, weil sie ihr Leben und ihr Herz auf keine andere Art verstand. Puke bedachte sich eine Weile. Sein Blick flog gleichsam über einen Abgrund hin; aber auf der andern Seite desselben leuchtete ein Strahl, wuchs eine Blume, und dieser Strahl, diese Blume war sie.

„Herr Graf Ehrenpreutz,“ sagte er inzwischen, „wenn irgend Jemand die Motive Ihres feindseligen Benehmens gegen mich kennt, so müssen Sie selbst es sein; und wenn Sie, Herr Graf, die Hand auf

Ihr Herz gelegt, in Ihrem Gewissen einen Schiedsrichter zwischen sich und mir suchen, so wird seine Stimme mich sicherlich von jeder tadelnswerthen Vernachläßigung gegen Sie freisprechen. Sie waren es, der mich bei meinem ersten Erscheinen in Drottningholm auf eine tief verletzende Art zurückstieß; Sie waren es auch, der mich bei Baron Pechlin noch härter und grausamer durch Ausdrücke über meinen Vater beleidigte, die mich sogar des Umgangs mit jedem ehrlichen Menschen unwürdig machten."

Die Züge des alten Reichsraths veränderten sich hastig. Nach Puke's vorhergehender Aeußerung hatte er einen andern Ton, eine andere Sprache, eine andere Vorstellung erwartet. Creutz fühlte das Elektrische in der Bewegung seines Oheims.

„Ich muß Sie unterbrechen, Capitän," fiel er also ein; „haben Sie uns nichts Anderes zu sagen?"

Puke war zu sehr von seinem eigenen Gedankengang in Anspruch genommen, als daß er auf diese Bemerkung geachtet hätte. Er hatte sein Ziel im Auge und er berechnete den Weg. Seine ganze Seele war damit beschäftigt. Aber der Ausdruck in seinem Gesichte veränderte sich auch nicht. Er trug blos sein Haupt noch etwas höher.

„Herr Graf Ehrenpreutz," fuhr er unerschütterlich fort, „es sollte mir leid thun, wenn Sie sich blos dadurch, daß ich Ihnen wiederhole, wie tief Sie mich gekränkt haben, beleidigt fühlen sollten. Ich empfand diese Kränkung um so tiefer, als mir die Ursache gänzlich unbekannt blieb. Ich hatte in Ihnen den Jugendfreund meines alten Vaters, sowie meinen eigenen ersten Beschützer verehrt, und ein Tarantel-

stich würde mich weniger geschmerzt haben, als der Verlust Ihrer Achtung."

Puke drückte sich zwar auf eine Art aus, die seine tiefe und innige Bewegung verrieth, aber er blieb doch bei demselben Thema, das dem alten Reichsrath nichts weniger als angenehm sein konnte.

Im Gefühl seiner hohen socialen Stellung beschloß Ehrenpreutz daher, dieser widerwärtigen Unterhaltung kurz und gut ein Ende zu machen.

„Capitän," fiel er daher ein, „lassen Sie mich mit wenigen Worten wissen, was Sie wünschen."

Puke erhob drohend seine Stirne.

„Ich wünsche mich erklären zu dürfen."

Ehrenpreutz zuckte die Achseln, blieb jedoch da.

„Meinem Vater," fuhr also Puke fort, „sind in seinen letzten Lebensjahren allerlei Ausdrücke entfallen, die mir ganz unerklärlich waren. Er sprach von großen Unglücksfällen und Trübsalen, die ihn getroffen. Die Hand gen Himmel erhoben, betheuerte er, daß ich, welche Anklagen man auch gegen ihn richten möge, gleichwohl nicht zu fürchten habe, daß er moralisch ein Verbrecher sei. Vielleicht hörte ich auch die eine und andere Bemerkung gegen Sie, Herr Graf, aber da der Sachverhalt dadurch für mich mehr in Dunkel gehüllt als klar gemacht wurde, so achtete ich weniger darauf, als ich sollte; und am allerwenigsten will ich jetzt in meiner Seele Etwas wieder aufleben lassen, was ich bereit bin für immer zu vergessen."

Ehrenpreutz hatte inzwischen Puke betrachtet. Er fand in ihm allerdings denselben kalten, strengen und festen Mann, vor dessen kräftigem Willen er

sich immer in unwiderstehlicher Furcht zurückgezogen hatte; aber hinter dieser Kälte und Strenge glaubte er jetzt auch dieselbe treuherzige und zuverläßige Redlichkeit zu entdecken, die er immer bei seinem Vater hatte so hochschätzen müssen, obwohl dieses Gefühl der Hochachtung zugleich peinlich gewesen war, da er fürchtete, daß just der streng redliche Charakter, wenn er einmal für seine eigene Ehre und die Wahrheit aufträte, dann auch sein gefährlichster Feind werden müßte. Der tiefere Blick, den er inzwischen in Puke's Inneres warf, erinnerte ihn jedoch lebhaft an dessen Vater und an die uralten Zeiten seiner vertrauten Kameradschaft mit ihm.

„Aber," fuhr Puke fort, „seit einigen Stunden, Herr Graf, weiß ich, so gut wie Sie, die Ursachen der Leiden meines Vaters, wie auch die Gründe, die Ihr Benehmen gegen mich leiten."

„Ursachen . . . Gründe . . ."

Ehrenpreutz, der immer seine Tabaksdose zur Hand hatte, nahm unwillkürlich eine Prise.

In Puke's unerschütterlichem Ernst drückte sich eine gewisse Charaktergröße aus, welche, nachdem er Ehrenpreutz durch seine fortwährend ruhige Haltung gezwungen hatte hineinzuschauen, die Stellung Beider so ziemlich gleich machte. Es war die innere Machtvollkommenheit, die sich ihr Recht über die äußere herausnahm. Ehrenpreutz hatte sich vergessen, als er in die Gesichtszüge Puke's geblickt hatte: diese trugen nämlich zu sehr das Gepräge des Vertrauens auf Ehre und Redlichkeit, als daß sie nicht hätten imponiren müssen. Wie gesagt, er nahm auch eine Prise.

„So lassen Sie mich diese Gründe hören," fügte er hinzu, während er seine Dose wieder schloß.

„Sie fürchteten meinen Vater, Herr Graf, so lange er lebte; seit er todt ist, fürchten Sie mich. Ich habe auf manchem Schlachtfeld gesehen, was Muth heißt; ich habe auch gesehen, was Furcht ist. Die Furcht ist ein schrecklicher Feind unserer Ruhe, unserer Freude, unsere Ehre. Im Feld ist sie Feigheit, in der Politik ist sie vielleicht nur eine übertriebene Vorsicht. In Ihrer hohen Stellung, Herr Graf, wo jeder Umstand, der Sie compromittiren würde, auch Ihr Ansehen untergraben und sowohl das allgemeine Vertrauen, das Sie sich erworben haben, vernichten, als Sie selbst auf immer stürzen könnte, spricht daher Vieles zu Ihrer Vertheidigung. Je tiefer man steht, um so unbedeutender der Fall, und umgekehrt. Wir haben Staatsmänner, die mit dem Verlust ihres Einflusses auch ihren Verstand verloren haben. Die politische Macht ist ein Diadem, das andere Gedanken über Welt und Leben eingibt, als das einfache Soldatenschwert und der gewöhnliche Wanderstab. Die Möglichkeit, eine Krone zu verlieren, muß ein ganz anderes Gefühl einflößen, als der mögliche Verlust eines Hellers — Herr Graf, ich sage nicht, daß Sie unrecht gehandelt, ich sage blos, daß Sie Unrecht gehabt haben, indem Sie Personen verkannten, denen es nie von fern eingefallen ist, Sie verrathen zu wollen."

Puke hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Als er die Furcht als die einzige Ursache der Feindseligkeit des alten Reichsraths bezeichnete, fuhr dieser

heftig zusammen, gleich als hätte eine fremde Hand ihn am empfindlichsten Punkt seines Herzens berührt. Aber da Puke ohne alle Berechnung und blos im Drang seiner redlichen Absicht sogleich versöhnende und mildernde Worte hinzufügte, da beruhigte sich Ehrenpreutz wieder. Man würde ihm übrigens vielleicht allzu großes Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß er selbst seine Handlungsweise immer gutgeheißen habe. Aber die politische Nothwendigkeit, die mit der ganzen Macht des Fatums auf Staaten und auf Individuen wirkt, war für ihn mehr als alles Andere und würde sogar eine moralische Nothwendigkeit, wenn es sich darum handelte, untadelhaft vor der Welt dazustehen. Auf solche Art kann man sagen, daß ein an und für sich selbst achtungswerthes Gefühl hier bei einem minder schönen Gefühl Schutz und Vertheidigung suchte. Puke's Absicht konnte jedoch nicht länger verkannt werden. Augenscheinlich wollte er sich vertrauensvoll nähern. Ehrenpreutz blieb still: er wollte ihn zu Ende hören.

Auch Creutz freute sich über die Gesinnungen, die Puke äußerte. Wir haben ihn mehr als einmal in seinem Urtheil über den Oheim schwanken gesehen, obschon er in wichtigeren Augenblicken immer wieder kämpfend an seiner Seite gestanden. Als er jetzt Puke so sprechen hörte, begann auch er die Möglichkeit eines freundschaftlichen Vergleichs zu hoffen.

„Mein Vater ist todt,“ sagte inzwischen Puke; „er hat seine Leiden, seine Erinnerungen, seine Opfer in's Grab mitgenommen. Ich bin sein Erbe, sein Sohn.“

Ehrenpreutz verwandte seinen Blick nicht von Puke. Was führte dieser im Schilde?

„Mein Vater hat Papiere hinterlassen," fuhr er fort, „die alle Verhältnisse aufklären."

„Diese Papiere?"

Puke begegnete dem Blick des Alten.

„Bei meiner letzten Besprechung mit meinem Vater erklärte er mir, Baron Wrangel würde mir dereinst die genügenden Aufklärungen geben."

„Wrangel?"

„Wrangel hat es nicht vermocht, Herr Graf, weil er diese Papiere nie besessen hat."

„Nie?"

„Sie wissen, daß Larsson die Ablieferung derselben versäumt hat; aber ich hoffe dennoch, daß sie sich bald in meinen Händen befinden werden."

„In den Ihrigen? Und was gedenken Sie damit zu thun?"

„Ich gedenke sie Ihnen, Herr Graf, unerbrochen und ungelesen zu übergeben."

Puke's Erklärung war einfach, ungekünstelt, natürlich. Es lag keine Großthuerei in dem Opfer, das er bringen wollte: es wurde ihm offenbar blos von seiner Ehre und seiner ganzen Anschauungsweise dictirt.

Die künstlichen Verschanzungen, womit sich Ehrenpreutz vermöge seiner Weltanschauung so lange umgeben hatte; dieser babylonische Thurm des Mißtrauens und Zweifels an der Redlichkeit und Ehre, worin sich jedoch immer nur eine mehr oder weniger starke Begriffsverwirrung entwickelt hatte, alles das fiel jetzt auf einmal zusammen und löste sich auf,

wie eine trübe Wolkensäule sich vor einem Windstoße zertheilt.

Zu seiner Vertheidigung mag man auch die Corruption in Anschlag bringen, welche alle Moral jener Zeit gänzlich untergraben hatte. Je höher er in äußerer Ehre und Ansehen gestiegen war, um so mehr hatten seine früheren Verhältnisse ihn erschreckt. In seinen Gedanken stets am Rand eines offenen Abgrunds stehend, hatte er stets gefürchtet, von der Hand getroffen zu werden, die ihn hinabstürzen könnte. Die Erinnerung an ältere Zeiten hatte ihm bisher nur peinliche Verwicklungen und Kämpfe vor Augen geführt. Zum ersten Male klangen ihm jetzt aus dem Munde des jungen Puke, des einzigen Vertreters der Gefahr, die er fürchtete, friedliche Worte eines warmen Herzens entgegen, welche alles künstlich aufgestapelte Räsonnement überflüssig machten.

Die Zurückerhaltung der Papiere, somit die Vernichtung aller wirklichen Beweise, verhieß ihm die vollkommenste Sicherheit, und was konnte er mehr verlangen, um die Ruhe zu gewinnen, deren er auch bedurfte, und die ihm Versöhnung mit seinen Erinnerungen, ja sogar — warum denn nicht? — mit der Gegenwart bringen konnte.

Er brauchte indeß alles das nicht erst auszuklügeln, denn sein Gefühl sagte es ihm sogleich, und er streckte Puke die Hand entgegen.

Puke legte die seinige hinein.

„Herr Graf," sagte er, „ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie innig ich meinen Vater liebte; aber kann ich ehrlicher gegen sein Gedächtniß handeln, als wenn ich es im Frieden hinsterben lasse. Ein

Puke ist nie eines Verbrechens angeklagt worden. Es war ein Mann mit einem andern Namen, der angeklagt und verurtheilt wurde. In meines Vaters Vorsicht liegt also bereits unsere Versöhnung. Die Qualen, die er erlitt, erlitt er für die Pflichten, die er übernommen hatte. Frieden mit ihm, aber auch Frieden mit uns! Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Graf. Wenn mein Vater Ihnen einige wichtige Dokumente vorenthielt, warum that er es? Glauben Sie, daß er es that, um Sie mittelst dieser Papiere früher oder später anklagen zu können? Ach nein! Sie können das nicht glauben. In vieljährigen Leiden hat er sich allzu fest bewiesen, als daß Sie ihn dessen verdächtigen könnten. Er bewahrte sie um meinetwillen, Herr Graf; um mir die Möglichkeit zu verschaffen, vor der Welt zu beweisen, daß er mehr auf sich genommen, als warum er eigentlich angeklagt werden konnte, und dabei hat er blos nicht bedacht, daß er Sie just dadurch zu seinem und meinem Feinde machte. Habe ich Recht, Herr Graf?"

„Sie haben Recht, Capitän; ja, ja, ich gebe es zu."

„Aber das Gedächtniß meines Vaters bedarf keiner Rehabilitation, weil es niemals angeschuldigt worden ist. Möge daher jeder unselige Zweifel, welchen Sie, Herr Graf, gegen mich und ihn hegen könnten, sammt seinen hinterlassenen Papieren den Flammen geopfert werden, und möge eine Zukunft voll Frieden und Freude wie ein Phönix aus der Flamme emporsteigen."

Puke verstummte. Dem alten Ehrenpreutz war es so angenehm zu Muthe, als fühlte er sich auf

einmal aus der herben Gewalt eines finsteren Geistes befreit. Creutz bewunderte aufrichtig das uneigennützige, prunklose und würdevolle Benehmen Puke's.

Ehrenpreutz und Puke hielten sich noch immer bei der Hand.

„Capitän Puke," sagte der Erstere, „Sie sind ein edler Mann. Die einzige Genugthuung, die ich geben kann, ist mein Bekenntniß, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Sie sagten: Frieden mit den Todten! Frieden auch mit den Lebenden! Möge es so sein! Wenn die Sonne des Lebens zu sinken beginnt, hat man nicht dieselbe schöne Aussicht auf die Welt, wie bei ihrem Aufgang. Die Erinnerung zeigt uns die Welt im Schatten, die Hoffnung im Lichte. Die Erfahrung erweitert nicht die Anschauung des warmen Herzens, wohl aber des kalten Verstandes. Capitän," schloß er, „geben Sie mir die Papiere zurück und lehren Sie einen alten Mann noch am Rande des Grabes die Menschheit hochachten. Das wäre keine uneigennützige, sondern eine wahrhaft gute Handlung."

Ehrenpreutz war tief gerührt.

Creutz war stolz, nicht herzlos; er glaubte an sein eigenes Urtheil, obschon es vielleicht nicht allzu viel Vertrauen verdiente. Puke hatte eine edle Saite seines Innern angeschlagen, und seine Brust schwoll von lebhafteren Gefühlen als gewöhnlich. Bei schwachen Naturen kommt der Edelmuth im Augenblick, gleichsam als ein Einfall des Herzens, als eine Laune des Gefühls.

„Wir sind Jugendfreunde gewesen," sagte er,

„obschon wir seitdem unsere Klingen gekreuzt haben. Capitän Puke, lassen Sie uns wieder Freunde werden. Sie lieben meine Schwester, und Alma liebt Sie. Nachdem das Vertrauen unter uns zurückgekehrt ist, würden Sie früher oder später um ihre Hand bitten. Aber erlauben Sie mir, Ihnen dies zu erlassen. Sie haben meinem Oheim eine glückliche Stunde geschenkt. Ueberzeugt, daß ich Ihnen nicht blos einen Beweis für die Aufrichtigkeit meiner Achtung gebe, sondern auch dazu beitrage, den Dankbarkeitsdrang meines Oheims zu erfüllen, will ich Ihnen also auf meine Art und Weise danken. Capitän . . . aber warten Sie ein wenig."

Creutz besann sich einen Augenblick.

Puke's Empfindungen lassen sich nicht beschreiben. Aber wenn er es jemals für ein Glück gehalten hatte, ganz einfach und schlechtweg blos ein ehrlicher Kerl zu sein, so fühlte er dies jetzt in seinem Innersten. Er hatte zwar wohl gedacht, daß der Weg zur Achtung und Freundschaft der Menschen sich nicht in Krümmungen hinschlängeln dürfe, sondern gerade auf's Ziel losgehen müsse; aber er hatte gleichwohl nicht vermuthet, daß dieser Weg so kurz sein würde. Die Freude veränderte jedoch seine gewöhnliche äußere Ruhe nicht: vielleicht wagte er es nicht, sich dem ganzen Umfang seines Glückes zu überlassen. Die Regionen, worin seine Seele jetzt schwebte, waren indeß voll von Licht und wurden von keiner Wolke getrübt: er dachte sich Alma's Freude, er meinte den warmen Schlag ihres Herzens zu hören, er war glücklich im Gedanken an ihr Glück.

„Ich wünsche, daß Sie eine Frage beantworten,

Capitän," begann Creutz wieder, „bevor ich meinen Satz vollende. In welchem Verhältniß stehen Sie zu Amanda?"

„In gar keinem."

„Aber ich habe Ursache zu glauben, daß dieses Mädchen Sie liebt."

„Und ich, daß sie mich haßt."

„Haß und Liebe liegen sehr nahe bei einander. Sie müssen sich vor ihr in Acht nehmen."

„Auch sie mag sich vor mir hüten."

„Gleichviel; diese Sache darf mich nicht abhalten, meine Absicht zu erfüllen. Erwarten Sie mich hier... ich werde sogleich zurück sein."

Und das war er auch; aber er führte jetzt Alma an seiner Hand.

Als Alma ihren Geliebten auf Ehrenpreutz und Creutz zugehen sah, hatte ihr Herz mit fieberischer Heftigkeit geklopft. Sie suchte sich zwar mit dem, was um sie her vorging, zu beschäftigen, aber vergebens. Ihre Gedanken und Blicke wurden unaufhörlich nach der Fensternische hingezogen, wo sie wußte, daß ihr Schicksal jetzt entschieden wurde.

Obschon die Zimmer von einer prachtvollen Beleuchtung strahlten, fiel nichtsdestoweniger ein dunkler Schlagschatten über die Sprechenden.

Blos ihrer Einbildung überlassen, befand sie sich, als ihr Bruder auf sie zuging, in der höchsten Spannung und Aufregung.

„Beruhige Dich," bat er, „folge mir."

Sie erinnerte sich jetzt sehr wohl des Augenblicks, wo dieselben Worte das letzte Mal an ihr Ohr geklungen waren.

„Sehen Sie hier, Capitän Puke," sagte Creutz, als er mit Alma wieder in die Fenstervertiefung trat, „den kostbarsten Beweis meiner Dankbarkeit, den ich Ihnen geben kann. Empfangen Sie Alma aus meiner Hand."

Alma wagte es kaum, ihren Bruder zu verstehen. Hörte sie recht? Fragend sah sie zuerst zu Creutz, dann zu Ehrenpreutz auf. Freundlicher als je lächelten Beide ihr entgegen. Es war also wahr; sie durfte es wagen, ihrem Ohr zu trauen; ihrem Herzen hatte sie niemals mißtraut. Ihr Auge sank in das Auge des Geliebten. Auch hierin fand sie eine Bestätigung ihres Glückes. Sie erröthete nicht, sie wurde auch nicht blaß, aber ihr Eindruck war so tief, daß Thränen der Seligkeit sich unwiderstehlich aus ihrer kaum noch so beklommenen Brust Bahn brachen.

„Laßt mich," bat sie, „laßt mich einen Augenblick allein. Ich muß mich erst fassen. Ich werde sogleich wieder bei Euch sein."

Alma sank auf einen der Stühle im finstersten Schatten der Nische, und Puke löste unbemerkt eine der Schnüre des Fenstervorhanges, so daß seine Falten dichter fielen und Alma vor den sonst überall forschenden Blicken des Hofes verbargen.

Creutz gab Marie Luise einen Wink, sich zu Alma zu verfügen.

Marie Luise und Alma wechselten kein Wort, aber sie drückten einander die Hände.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die stille Würde der Königin war kein Beweis von innerer Ruhe; sie wurde blos von etwas ganz Anderem, als was in ihrer nächsten Umgebung vorging, in Anspruch genommen. Der Brief ihres königlichen Bruders hatte ihren Hoffnungen nicht entsprochen. Sie hatte eine sichere Stütze in ihm zu finden erwartet; sie hatte gehofft, daß sie durch seine Vermittlung vielleicht andere Höfe bestimmen könnte, sich für den schwedischen zu interessiren. Aber so verhüllt und zweideutig auch seine Antwort war, so sah sie doch ein, daß dieselbe blos eine offenbare Ablehnung mit schönen Worten bedeckte. So sehr sein früheres Schreiben ihren Blick irre geleitet und ihre Zuversicht aufrecht erhalten hatte, ebenso so sehr fühlte sie sich jetzt beunruhigt.

Sie hatte daher sogleich den Entschluß gefaßt, mit Silfverhjelm, dem man doch jedenfalls aus dem Land verhelfen mußte, ein neues Schreiben nach Berlin zu schicken. Aber wie den Entflohenen, den Verfolgten, den Vogelfreien, auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war, treffen? Im ersten Augenblick war sie auf den Gedanken gekommen, daß eine Besprechung mit ihm sich am besten während der Festspiele des Abends veranstalten ließe; wer hätte dann wohl Zeit, an etwas Anderes als an's Vergnügen, an die Galanterien des Augenblicks zu denken? Aber jetzt, nachdem das Fest begonnen hatte, wurde sie bang vor dieser Zusammenkunft. Wie sehr mußte nicht eine Entdeckung sie blosstellen?

Als die Königin ihren Spaziergang unter den Gästen umher vollendet und der König sie nach einem der innern Prachtgemächer zurückgeleitet hatte, schlossen sich Damen und Cavaliere an sie an.

Der König näherte sich Fersen, und man sah Beide bald in einem anderen Zimmer in eine Unterhaltung vertieft, die alle ihre Gedanken zu beschäftigen schien.

Die Königin schien beinahe verdrießlich, eigentlich aber war sie blos zerstreut. Der irrende Blick, den sie in der Gesellschaft umherwarf, drückte Etwas von beiden Stimmungen aus. Aber der Anblick Pechlin's, der jetzt vortrat, machte sichtlich einen unangenehmen Eindruck, und sie wandte sich von ihm ab zu Dalin, der auf der Seite stand.

„Waren Sie beim Prinzen innen, Dalin?" fragte die Königin. „Was machen die Kinder?"

Bei dieser einfachen Frage wurde es ganz still im Zimmer; aber sie berührte auch just den Gegenstand, der Jedermann am lebhaftesten beschäftigte.

Pechlin erhob sein Haupt und seine grauen Augen glänzten, als hätte man ihn mit dem Sporn gestochen. Eine hastige Bewegung that sich in der Gesellschaft kund, während Jedermann näher trat, um die Antwort genau zu hören.

„Der Prinz, Ew. Majestät," antwortete Dalin, „übertrifft heute Abend sich selbst; er ist freundlich und zuvorkommend gegen Alle, und ich kann wohl sagen, er zeigt Verstand für Alle. Als ich ihn so eben verließ, spielte er Gustav I., wie er in der Kirche von Mora die Dalekarlier anredet. Ich kann versichern, daß seine Worte ganz und gar nicht schlecht

gesetzt waren: wenigstens gingen sie seinen Spielkameraden sehr zu Herzen."

Ein Ausdruck mütterlicher Freude und Befriedigung breitete sich über die Züge der Königin.

Aber wenn die Ueberraschung, welche die Andern dabei an den Tag legten, auch einen Anstrich von Befriedigung trug, so lag gleichwohl etwas Bitteres darin. Sehen Sie? schien man zu einander mit den Augen sagen, hören Sie? schien man sich mit den Lippen zuflüstern zu wollen.

Mitten unter dem unwillkürlichen, leisen Gemurmel der Umstehenden, das die Königin als ein Zeichen des Beifalls aufnahm, machte sich Pechlin's Stimme laut.

„Das beweist unleugbar ein gutes historisches Urtheil des Prinzen," sagte er, „wenn er so hohe Gegenstände, wie Gustav in Mora, zu seinen Spielen ausbeutet, doch wäre es noch ausgezeichneter gewesen, wenn er den Landrichter Thorgny gewählt hätte in dem Augenblick, wo er Olof an das Schicksal der sieben Könige bei der Quelle von Mula erinnerte."

Diese kühne Anspielung war zu auffallend, um nicht Jedermann zu überraschen und eine stille Verlegenheit hervorzurufen.

„Ich verstehe nicht recht, was Sie meinen," antwortete die Königin, „weil ich in der schwedischen Geschichte nicht sonderlich zu Hause bin."

„An Ew. Majestät Seite steht einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller und Geschichtsschreiber unseres Landes."

„Sie meinen Dalin?"

„Wen sonst, Ew. Majestät? Er ist am allerbesten im Stand, den Unterschied zwischen Gustav I. und dem Landrichter Thorgny zu beleuchten.“

Die Königin hörte Pechlins Stimme an, daß irgend eine boshafte Andeutung in seinen Worten lag, und ließ daher die Frage fallen.

„Aber,“ fuhr dieser fort, „wenn es auch ganz natürlich sein mag, daß Ew. Majestät unsere schwedische Geschichte nicht vollständig kennen, so sind Ew. Majestät sicher um so besser in der preußischen Geschichte bewandert.“

Die Königin, die sich bisher nicht eigentlich beleidigt gefühlt hatte, heftete jetzt einen scharfen und fragenden Blick auf Pechlin.

Dieser Blick war gar zu merklich, als daß er Pechlin's Worten nicht eine noch höhere Bedeutung hätte geben müssen.

„Ew. Majestät mächtiger und genialer Bruder, der Weltweise von Sanssouci, wie ihn Europa mit Recht nennt, beginnt wieder Furcht einzuflößen.“

Pechlin galt hauptsächlich für einen ausgezeichneten Kenner der politischen Welt, sowie ihrer inneren Combinationen und Intriguen, ohne daß man sich immer erklären konnte, wie er zu all dieser Wissenschaft gekommen war.

Seine Worte waren deßhalb, wenn auch nicht für alle, so doch für die meisten Anwesenden ein Räthsel.

Der scharfe Ausdruck im Blick der Königin wurde durch die letzte Bemerkung um Nichts gemildert, obschon eine gewisse Unruhe sie überfiel.

Das allgemeine Interesse steigerte sich.

„Was wollen Sie damit sagen, Baron?" fragte sie; „in welcher Beziehung kann mein Bruder Europa wieder einige Befürchtungen einflößen?"

„Ew. Majestät sind sicherlich genauer und vollständiger als irgend Jemand von dem Vorhaben des Königs Friedrich unterrichtet und deßhalb dürften Sie auch am allerbesten zu beurtheilen wissen, was die außerordentliche Regsamkeit und Hast in der preußischen Armee zu bedeuten haben."

Friedrich II. hatte der Königin zwar dunkel die eine und andere Andeutung gemacht, aber sie doch über Nichts vollständig unterrichtet und noch weniger sie in seine Pläne eingeweiht.

Aber es fiel ihr jetzt ein, daß sie seine Ausdrücke kaum mißverstehen konnte, und daß er vielleicht just aus Rücksicht auf ihre Interessen rüstete.

„Ich habe zwar in der neuesten Zeit Nachrichten von meinem königlichen Bruder erhalten," antwortete sie indeß ausweichend, obschon ihr Herz mit ungewöhnlicher Heftigkeit pochte; „aber er hat mir weder über seine politischen noch über seine militärischen Absichten irgend Mittheilungen gemacht."

„In Berlin," fuhr Pechlin fort, „spricht man von einer engeren Allianz mit einer gewissen nordischen Macht."

Unwiderstehlich färbten sich die Wangen der Königin mit hohem Purpur. Ein Lächeln ging über Pechlins Lippen. Er begriff, daß sie die Angabe auf sich selbst bezog, und er freute sich, sie gefangen zu haben.

„Betrachtet man die Stellung Europas," sprach er also weiter, „so scheint es beinahe, als ob wirklich ein allgemeiner Krieg im Anzug wäre."

Die Königin verstummte, sie lauschte aufmerksam auf seine Worte.

„Sie kommen mit Ihren Combinationen schnell und lustig zu Streiche, Baron," bemerkte sie indessen; „mein Bruder ist zwar ein energischer Mann, und der Aachener Friede hat seine Macht befestigt; aber welche weitere Absichten trauen Sie ihm wohl zu?"

„König Friedrich, Ew. Majestät, ist ein Genie und ein Schwert; da nun jede dieser Eigenschaften für sich allein schon mächtig genug ist, um von der Eroberung einer Welt zu träumen, zu was werden sie sich dann nicht verbunden im Stande fühlen?"

„Das läßt sich hören, Pechlin."

„Setzen Sie den Fall, Ew. Majestät, aber ich weiß kaum, welches Beispiel ich wählen soll . . . jedoch gleichviel . . . setzen Sie den Fall, der König von Preußen würde nicht ungern einen Krieg führen, z. B. mit Schweden."

Diese Insinuation kam so unerwartet, daß die Königin ihre gute Miene nicht zu behalten vermochte. Ihre Brust hob sich, ihr Blick wurde starr, sie reckte sich empor.

„Mit Schweden?" wiederholte sie blos. „Aber in diesem Fall müßte er doch wohl eine Ursache zum Kriege haben?"

„Dessen bedürfte es nicht, Ew. Majestät, da er uns auf irgend eine Weise zwingen könnte, ihn anzugreifen."

Das Gespräch hatte eine Ausdehnung gewonnen, die man nicht vorhergesehen. Aber die großen Fragen lagen damals in Jedermanns Munde und das Interesse an ihnen nahm beständig zu. Zwischen der

Königin und Pechlin bestand übrigens eine Spannung, woraus man leicht auf einen geheimen Streit zwischen ihnen schließen konnte, obschon Niemand begriff, was sie eigentlich wollten. Der Gedanke an einen Krieg zwischen Preußen und Schweden regte alle Gemüther auf. Man sah daher auch Pechlin an, wie wenn er noch eine Erklärung schuldete.

„Sie sagen, Baron,“ bemerkte die Königin, „daß wir Preußen angreifen müßten, und so eben sprachen Sie noch von einem Bündniß, das mein Bruder mit einer nordischen Macht beabsichtige.“

„Vermuthen Ew. Majestät wohl, daß ich damit Schweden meine?“

„Ich vermuthe gar Nichts, sondern wünsche blos Ihre Ansicht zu hören.“

Die Königin glaubte ihn in eine Verlegenheit gebracht zu haben, woraus er sich nicht so leicht zu befreien wüßte.

„England, Ew. Majestät, ist auch eine nordische Macht.“

„England?“

„Ew. Majestät wissen, daß Oesterreich ebenso wenig den Verlust Schlesiens vergißt, als es Preußen seine wachsende Macht verzeiht.“

„Nun?“

„Oesterreich macht sich schon seit acht Jahren bereit, seinen Verlust wieder zu ersetzen.“

„Mag sein.“

„Im Bund mit Polen, Rußland und Frankreich kann es auch sehr viel ausrichten.“

„Unleugbar; aber der König von Preußen würde

einen Krieg mit diesen Mächten nicht suchen, sondern vielmehr Alles thun, um ihm auszuweichen."

„Das kommt auf die Umstände an, Ew. Majestät. Ich sagte, Ihr königlicher Bruder sei sowohl ein Genie als ein Kriegsheld. Gewinnt er an England einen Bundesgenossen, der Frankreich beschäftigt, und benützt er den Augenblick, ehe er selbst angegriffen wird, so kann er einen seiner Feinde um den andern schlagen."

„Aber Frankreich ist ja Preußens und England Oesterreichs alter Bundesgenosse."

„Frankreich ist jedoch bereits unruhig über die riesigen Fortschritte Preußens, und England könnte nicht zugeben, daß Frankreich einen größeren Einfluß auf Kosten Preußens eroberte."

Inzwischen hatten sich immer mehr Gäste um die Königin und Pechlin geschaart; auch Puke stellte sich da ein.

Im Anfang flatterten seine Gedanken allerdings noch wie leichtbeflügelte Schmetterlinge in dem neuen Sonnenschein, der sich über seine innere Welt ausbreitete; aber als er den König von Preußen nennen hörte, da lauschte auch er dem Gespräch.

Sein Inhalt überraschte ihn. Ohne in preußische oder schwedische Hofgeheimnisse eingeweiht zu sein, vermuthete er, daß die beiden Höfe dennoch einander immer unterstützten. Die augenscheinliche Spannung zwischen der Königin und Pechlin gab dem Gespräch eine erhöhte Bedeutung und Wichtigkeit in seinen Augen.

„Aber," erinnerte die Königin, „jedenfalls kann ich nicht begreifen, in wie ferne Preußens Pläne

und ein möglicher Weise bevorstehender Krieg auf dem Continent für Schweden Nutzen oder Schaden bringen sollten."

Pechlins Züge nahmen bei dieser Bemerkung einen ungewöhnlichen Ernst an. Nach alter Gewohnheit sah er sich im Kreis unter den Anwesenden um, diesmal jedoch nicht, um ihre Gedanken zu erforschen, sondern gleichsam um sich auf ihr Zeugniß zu berufen. Die Königin, die voll Unruhe ahnte, daß er Etwas über ihre Correspondenz mit ihrem Bruder erfahren haben könnte, vermochte sich einer gewissen Furcht nicht zu erwehren.

„Kein Volk in der Welt, Ew. Majestät," sagte Pechlin, „besitzt eine so vollkommene Freiheit und Selbstständigkeit, wie das schwedische. Die Gesetze sind bei uns die souveräne Gewalt; die Repräsentanten sind unbeschränkte Gesetzgeber, und die königliche Macht, Ew. Majestät, ist blos das göttliche Siegel auf unsere Freiheit."

Pechlin hatte seine Stimme erhoben, und sie erklang klar und rein.

„Unsere Staatsverfassung," fuhr er fort, „besitzt daher auch diejenige innere Kraft, welche der Alleinherrschaft, wo und unter welcher Form sie sich immer finden mag, stets furchtbar erscheinen muß."

Wenn die Königin und noch Viele mit ihr Pechlins Ansicht über die Vortrefflichkeit der Verfassung auch nicht theilten, so konnten sie doch die Richtigkeit seiner Schlußfolgerung nicht leugnen.

„Der Monarchismus besitzt also, Ew. Majestät, im System unserer Staatsverfassung eine moralische Ursache zum Krieg, und es ist die Aufgabe der Di-

plomatie, sich eine materielle zu suchen; auch darf man nicht daran zweifeln, daß im gegenwärtigen Augenblick wichtige Correspondenzen in solcher Absicht gewechselt werden."

Pechlin behielt noch immer seine imponirende Miene bei; seine Augen hafteten fest und ausschließlich auf der Königin. Die Königin wagte es nicht, eine neue Bemerkung dazwischen zu werfen.

„Wir Alle wissen," fuhr Pechlin fort, „daß sowohl Se. Majestät der König als auch Ew. Majestät, vermöge Ihrer unbedingten Ergebenheit gegen die freien Institutionen des schwedischen Volkes, sich über die Aufmerksamkeit freuen, womit die Repräsentanten des Landes dem Gang seiner inneren, wie seiner äußeren Politik folgen. In so unruhigen Zeiten wie die unsere — und einen traurigen Beweis für die Richtigkeit dieses Prädicats liefert die große Anzahl derjenigen, die man zur Sicherheit des Staats bereits zu verhaften gezwungen war — muß sich ein so vaterländisches und königliches Herz wie das Ew. Majestät jedenfalls freuen, daß es Männer gibt, die jede am Himmel aufsteigende Gewitterwolke sorgsam beobachten. Denken wir uns nun, es könnte Jemand unter uns verrätherisch genug denken, um seine Politik auf den Scharfsinn, die Klugheit und die Energie Friedrichs stützen zu wollen, wie nothwendig wäre es dann, alle Handlungen des großen Mannes genau zu beobachten und bis ins Einzelnste zu verfolgen? Ew. Majestät mögen mir verzeihen, ich begreife sehr wohl, wie schmerzlich für eine so nahe Verwandte des Königs von Preußen schon der bloße Gedanke an einen möglichen Bruch zwischen

ihm und uns sein muß; doch sind wir alle fest überzeugt, daß die guten Wünsche Ihres Herzens im Fall eines Krieges unsern Fahnen in den Kampf folgen würden. Den Sturm, welchen die zeitgemäße Entwicklung eines Staates mit sich führt, können einzelne Personen nicht abwehren. Während Ew. Majestät für das Glück des schwedischen Volkes zu Gott beten, spielt vielleicht der Verrath hinter Ihrem Betaltar mit den Schicksalen der Nation."

Ohne die schuldige Ehrfurcht aus dem Auge zu lassen, versetzte Pechlin der Königin einen Schlag um den andern. Sie mußte ihren ganzen Stolz und alle ihre Seelenstärke zusammennehmen, um ihre äußere Gelassenheit zu behaupten; aber ihre innere Unruhe nahm beständig zu. Sie konnte nimmer daran zweifeln, daß ihre Correspondenz mit dem Bruder entdeckt worden sei, obschon man den Inhalt derselben falsch auslegte, und nicht ohne Herzensangst dachte sie jetzt daran, wie gefährlich es werden könnte, daß sie Silfverhjelm ins Schloß berufen hatte. Wenn man ihn entdeckte!

Pechlin hatte einen Augenblick geschwiegen. Noch einmal betrachtete er die Königin und weidete sich an seinem Erfolg, den er voll Befriedigung auf ihren bleichen Wangen und in ihren verstörten Blicken las.

Alle Anwesenden sahen deutlich, daß er die Königin angeklagt hatte, und sie selbst schien diese Anklage nicht entkräften zu können. Pechlin ergriff daher schnell von Neuem das Wort.

„Ich habe," erklärte er, „in meiner Darstellung absichtlich eine Lücke gelassen, die jedoch ausgefüllt werden muß. Es ist die Aufgabe der Diplomatie,

Schwarz in Weiß zu verwandeln, den Willen des Einen zum Willen des Andern zu machen, das eine Land zu bestimmen, daß es die Geschäfte des andern ausrichte. Wenn Preußen auch noch so sehr einen Krieg mit uns wünschte, so würden ihm doch alle Veranlassungen dazu fehlen; und wie sollte man uns bestimmen können, selbst anzugreifen?"

Die Beantwortung einer solchen Frage schien wirklich über den Horizont aller Anwesenden hinauszugehen. Die Königin selbst, die sich in den Labyrinthen der Politik vollkommen bewandert glaubte, sah nicht ein, wie das Räthsel gelöst werden sollte. Sie hatte sich Pechlins Bemerkungen zu wiederholten Malen überlegt, ohne daraus klug zu werden. Gleichwohl war das Ding von der größten Wichtigkeit für sie, denn sie dachte sich, daß die unentschiedenen Ausdrücke im Briefe ihres Bruders eine ganz andere Erklärung zuließen, wenn sich die Möglichkeit darböte, daß er, in Folge seiner politischen Combinationen, Schweden ni die verschiedenen Wechselfälle und Gefahren eines weitaussehenden Krieges verwickeln könnte.

„König Friedrich," fuhr inzwischen Pechlin mit fester und zwangloser Haltung fort, „ist ein zu großer Staatsmann, als daß er Oesterreich die Initiative ergreifen ließe. Wenn man es am wenigsten ahnt, wird er, vielleicht in Sachsen, über seinen Feind herfallen, und Oesterreich kann sich dann bald in der unangenehmen Lage befinden, zu einem Reichskrieg gegen Preußen auffordern zu müssen, an welchem Schweden, nicht blos als Garant des westphälischen Friedens, sondern auch in seiner Eigenschaft als

Mitglied des deutschen Reichs, Theil zu nehmen verpflichtet ist."

Sowohl die Königin als die Uebrigen wurden durch die Art, wie Pechlin seine Aufgabe wirklich löste, überrascht. Seine Ausführung verrieth Scharfsinn und staatsmännische Einsicht. Die Königin zitterte vor einem Mann, der mit solchem Vertrauen auf sein eigenes Urtheil seine Blicke so weit über die Gegenwart hinaus warf. Während sie sich fragte, ob ihr Bruder wirklich einen so wohl berechneten Plan hegen könnte, verlangte es sie auch zu wissen, in wie weit Pechlin ihr wohl in die eigenen Karten geschaut haben möge.

So lange Pechlin sprach, hatte sie ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf ihn geheftet und nicht einmal durch einen Blick zu erforschen gesucht, welchen Eindruck er auf die übrigen Gäste machte. Aber die heftigen Schläge ihres Herzens bewiesen ihr dennoch, daß sie diese nicht vergessen hatte, und jetzt, da Pechlin wieder innehielt, ersah sie aus der tiefen Stille, die eintrat, daß ihm seine Absicht, sie selbst auf die Angeklagtenbank zu setzen, nur allzu gut geglückt war.

Sie erhob zwar ihr Haupt mit der ganzen königlichen Würde, die ihr so natürlich ließ; aber wenn sie diese, theils auf genauer Sachkenntniß, theils auch auf bloßen Vermuthungen fußenden Angriffe überlegte, suchte sie vergebens nach einem Stützpunkt für ihre Vertheidigung. Sie war sogar dermaßen aufgeregt, daß nicht einmal Scherz und Lachen, die sonst so üblichen Vertheidigungswaffen einer schwachen Sache, ihr zu Gebot standen. Der Augenblick war

qualvoll. Sie grollte dem Grafen Carl Fersen, daß er nicht bei Zeiten die ganze Unterhaltung durch seine versprochene Ueberraschung abgebrochen; sie grollte dem König, daß er sich entfernt hatte, und ihren Freunden, daß sie nicht ins Mittel traten.

Inzwischen hatte Puke aufmerksamer als irgend ein Anderer die Aeußerungen Pechlin's verfolgt, aber, unerklärlich genug, sah man bald eine drohende Wolke seine Stirne verdüstern, bald ein Lächeln auf seinen Lippen spielen.

Auf einmal traf ihn jedoch ein Blick der Königin, und zwar mit einem Ausdruck, als verlangte sie nach einem Beschützer.

Puke fuhr zusammen; aber zugleich verschwand die Wolke von seiner Stirne, und er stand ruhig und lächelnd da.

Pechlin hatte einen Augenblick innegehalten, und Puke benützte diesen Umstand.

„Ew. Majestät," sagte er, „wollen Ew. Majestät mir einige Worte erlauben?"

Pechlin wandte sich hastig um. Puke und er standen sich unmittelbar gegenüber.

„Auch Sie, Herr Baron," sagte Puke zu diesem, „muß ich um Entschuldigung bitten; aber Sie haben in Ihrem interessanten Vortrag eine Kleinigkeit vergessen."

In Zeiten großer innerer Kämpfe entwickeln sich die Charaktere vollständiger, als unter Zuständen passiver Ruhe. Bei aller politischen Scheu, die man vor einander hegte, und bei aller Corruption, welche die Parteimeinungen ausübten, besaß die Individua-

lität dennoch, mehr als in unsern Tagen, ihr eigenes Gepräge, ihr Selbstständigkeitsdiadem.

Puke's Ruf und das Wenige, was man von ihm gesehen, hatte ihn als einen Mann bezeichnet.

Pechlin, welcher annahm, daß Puke der Königin hilfreich die Hand bieten wolle, trat ihm gleichwohl mit einem gewissen Hohn entgegen. Er wußte nämlich durch Aminoff genug von Puke's Reise, um ihn ganz leicht zu Boden schlagen zu können.

„Falls ich Etwas vergessen habe, Capitän," antwortete er, „so erweisen Sie mir einen wahren Dienst, wenn Sie mich daran erinnern."

Die Königin lauschte voll Spannung auf Puke's Worte: lag ja doch darin eine halbe Anerkennung der Richtigkeit von Pechlins Behauptungen.

„Es ist blos eine unbedeutende Anecdote," erklärte Puke; „aber da sie kurzweilig genug ist und wirklich zur Frage gehört, so darf sie nicht ganz bei Seite gelassen werden. Vor einigen Monaten kam nämlich ein schwedischer Reisender mit verschiedenen Aufträgen nach Berlin, wo er an einen königlichen Hofbedienten angewiesen war, auf den man sich um so eher verlassen zu können glaubte, weil man ihn vermuthlich schon öfter benützt hatte."

Pechlins Augen erweiterten sich: sollte Puke erfahren haben . . .

„Der Hofbediente," fuhr Puke fort, „empfing den schwedischen Reisenden; es kam zu Besprechungen und Correspondenzen; es fehlte nicht an wichtigen Mittheilungen; mit einer Aufrichtigkeit ohne Gleichen verrieth er die geheimsten Gedanken seines Monarchen, Preußens Absichten, die vertraulichen

Mittheilungen des schwedischen Hofes, Europas gegenwärtige sowohl als zukünftige Stellung, kurz und gut, Alles was er selbst bei seiner nahen Stellung zum Monarchen erfahren konnte. War dieser Bediente nicht ein sehr gewandter Politiker?"

Die Königin sank immer tiefer in den Sopha zurück. Pechlin, der zuerst gefürchtet hatte, Puke möchte etwas Unangenehmes erzählen, vermochte seine Befriedigung darüber, daß er seine eigenen Aeußerungen auf solche Art bekräftigt fand, nicht zu unterdrücken.

„Ew. Majestät hören selbst," fügte er also hinzu. „Der Verrath des Bedienten ist allerdings ganz klar, aber die Sache . . ."

„Die Sache ist vollkommen richtig," ergänzte Puke; „nur ist dabei der merkwürdige Umstand zu bedenken, daß der Hofbediente, an welchen der schwedische Diplomat sich nicht persönlich wandte, sondern sein Empfehlungsschreiben abschickte, in der letzten Zeit seine Gesinnung verändert haben mußte, denn statt auf verrätherische Unterhandlungen gegen seinen Monarchen einzugehen, übergab er ihm das besagte Empfehlungsschreiben."

Ein Licht, ähnlich dem Widerschein des goldenen Kronreiches, breitete sich um das Haupt der Königin. Sie richtete sich auf . . . sie athmete leichter . . . ihre Augen gewannen Leben.

Eine Regung neuer Ueberraschung ging durch die dichten Reihen, die sie umgaben. Auf vielen Gesichtern zeigte sich ein Lächeln, Andere sahen verlegen Pechlin an. Sollte wohl dieser Schlaukopf dennoch in eine Falle gegangen sein.

„Genug," fuhr Puke fort, „der König, welcher fand, daß hier ein Scherz am Platze war, empfing den schwedischen Diplomaten im Namen und im Aufzug seines Hofbedienten, und zwar nicht ein einziges Mal, sondern sehr oft, und alle diese Gespräche, Correspondenzen und vertraute Mittheilungen sind natürlich blos solche Dunstbilder, diplomatische Lockspeisen und politische Phantasmagorien, womit man einfältige Leute bei der Nase herumzieht. Verzeihen Sie mir, Herr Baron; ich habe meine Worte so höflich gesetzt, als es mir möglich war."

Pechlin fühlte sich geschlagen. Er sah, daß sogar seine Freunde ein Lachen kaum unterdrücken konnten.

„Aber Sie glauben mir vielleicht nicht, meine Herrn und Damen," fügte Puke gegen die Umgebung hinzu; „in diesem Fall kann ich die Wahrheit meiner Angaben beweisen."

Er zog ein Papier aus seiner Tasche.

„Hier," sagte er, „habe ich den Empfehlungsbrief des schwedischen Diplomaten an den fraglichen Hofbedienten: er ist mit Baron Pechlins eigenem Namen und seiner eigenen Hand unterzeichnet. Und will man wissen, wer der diplomatische Sendling war, so findet man hier auch seinen Namen: es ist kein Anderer als der Cornet Aminoff, der beinahe zu gleicher Zeit wie ich von Berlin zurückkam."

Pechlin war übrigens blos auf einen Augenblick gesunken. Er hatte eine Position verloren, aber er wollte seinen Rückzug in eine neue decken. Inzwischen hatte er alles innere Gleichgewicht verloren: er war ärgerlich. Als er jedoch eben wieder das Wort zu ergreifen beabsichtigte, kam der König herein, und

das von Carl Fersen angeordnete Schauspiel sollte beginnen.

Den König hatte sein Gespräch mit Fersen nicht minder in Anspruch genommen, als die Königin das ihrige mit Pechlin. Aber es hatte auch die Erziehung des Kronprinzen und die darüber begonnene Discussion der Reichsstände betroffen. Der König konnte seinen Verdruß und sein Mißvergnügen nicht unterdrücken: Graf Fersen seinerseits war ein zu ritterlicher Staatsmann, um ihm nicht höflich und aufrichtig zugleich zu antworten. Der König nahm das sowohl von der Natur als durch die allgemeinen bürgerlichen Gesetze festgestellte und geheiligte Elternrecht in Anspruch, das man ihm blos deßwegen entziehen wolle, weil er König sei; er erklärte, just darum, weil er König sei und sein Sohn dereinst den Thron besteigen solle, müsse er sich mehr als irgend ein Anderer aufgefordert fühlen, demselben eine Erziehung zu geben, die seiner eigenen Verantwortlichkeit und dem wichtigen Beruf seines Erstgebornen entspreche; Niemand könne diese hohe Pflicht mit demselben warmen und reinen Gefühl auffassen, wie er selbst; wenn die Stände in der jetzt betretenen Richtung fortführen, so verletzten sie nicht blos ihn selbst in seinem tiefsten Innern, sondern nähmen sogar eine wirklich feindselige Stellung gegen ihn an, die zu nichts Gutem führen könnte.

Fersen dagegen vertheidigte die Ansicht und Handlungsweise der Stände. Er versicherte, dieselben haben die guten Absichten und redlichen Bemühungen des Königs keinen Augenblick unterschätzt, aber es

handle sich auch nicht um eine Verletzung des elterlichen Gefühls, sondern blos um eine Unterstützung desselben. Es sei von der höchsten Wichtigkeit für einen Prinzen, daß er sich unaufhörlich von der Aufmerksamkeit des Volkes umgeben fühle; nach seinem Dafürhalten dürfe ein König in seinem Thronfolger nicht hauptsächlich einen Sohn, sondern er müsse den künftigen Monarchen in ihm erblicken. Die Nation habe ganz vorzugsweise das Recht, sich die Erziehung eines Kindes angelegen sein zu lassen, dessen Händen sie dereinst ihre Schicksale anvertrauen solle.

Aber der König gab nicht nach. Das Gespräch wurde immer einläßlicher. Fersen in seiner Offenherzigkeit lenkte es zuletzt auf die directen Ausstellungen, die man machte; aber hier traten ihm von allen Seiten Schwierigkeiten entgegen. Er konnte nicht wohl sagen, daß der König allzu gut und schwach sei; ebenso wenig, daß man allgemein fürchte, die Königin möchte den Prinzen zum Feind der Staatsverfassung heranbilden. Nichtsdestoweniger trug er so zart als möglich auf, was ihm in dieser Beziehung so schwer auf dem Herzen lag.

Der König verstand ihn: dies war ein neuer Stich. Allein das Herz ist ebenso unerschöpflich in Vertheidigung seiner Gefühle, als der Verstand in Vertheidigung seiner Berechnungen. Der König wollte auch den Gegenstand gründlich durchsprechen; aber auf einmal öffneten sich die Thüren des großen Saales, wo Graf Carl Fersen seine sogenannte Ueberraschung vorbereitet hatte.

Zwei Erörterungen wurden also zu gleicher Zeit unterbrochen, die des Königs mit Fersen und die

Pechlins mit der Königin; aber obschon die ganze Versammlung sich aufmachte, um die Vorstellung zu sehen, so entsagte doch keine der kämpfenden Parteien der Absicht, den Streit bei der ersten besten Gelegenheit wieder aufzunehmen; der König war voll Unwillen über die hartnäckige Art, wie Fersen seine Ansichten verfocht; Pechlin aber dürstete nach Rache, und jedes Mittel zu ihrer Befriedigung war ihm angenehm.

Der kleine Theatersaal gewährte einen überraschend schönen Anblick. Fersen hatte Alles aufgeboten, um ihn recht prachtvoll auszustaffiren.

Der Salon war glänzend drapirt, und zwischen den Draperien standen Büsten. Für die königliche Familie und einige der vornehmsten Herren des Reichs war eine Erhöhung mit Fauteuils angebracht. Der König nahm seinen Platz zur Rechten, die Königin zur Linken. Fersen, der sehr wohl bemerkte, daß der König das Gespräch fortzusetzen wünschte, placirte sich als zuvorkommender Mann so nahe als möglich an seine Seite. Pechlin seinerseits schien die Königin nicht aus dem Auge verlieren zu wollen, und suchte sich einen Platz in ihrer Nähe.

Als man hereinkam, hatten der Kronprinz und seine jungen Gäste bereits ihre Plätze in der Nähe der Bühne eingenommen. Die Kinder freuten sich ungemein auf das Vergnügen, das ihnen bevorstand. Der Kronprinz saß mitten in der Schaar: zu seiner Rechten hatte er die zwei lieblichen Grazien Auguste und Ulla Fersen, zur Linken die dritte Grazie Luise Sparre und die kleine Anna Creutz. Prinz Carl hatte seinen Platz neben Ulla Fersen erhalten und

schien damit wohl zufrieden. Arvid Creutz, der junge Schröderheim, Badin u. s. w. folgten dann. Das Ganze bildete eine anmuthige, von mildem Sonnenschein beglänzte Pflanzschule für die Zukunft.

Die ersten dramatischen Versuche in Schweden bestanden aus dialogisirten Bibelgeschichten; sie wurden alle auch von Geistlichen verfaßt und von der studirenden Jugend, für welche sie ein förmlicher Lehrgegenstand waren, aufgeführt. Von den Schulen gingen die Schauspiele zum Hof über. Unter Carl IX. wurden im großen Reichssaal im Schlosse die Geschichten Josephs und des Königs David aufgeführt. Allmälig begann ein freierer Geist sich zu entwickeln. Unter der Königin Christine wurden aus England und Deutschland Maskenspiele und Ballette eingeführt. Bald nach Carls IX. Tod ließ man eine französische Truppe kommen, die im Schloß und im Ballhaus spielen sollte. Unter Friederich und Adolf Friederich gewann das Schauspiel immer mehr Boden. Tessin führte nicht blos, so lange er als Gouverneur wirklich die Erziehung Gustavs III. leitete, kleine Comödien mit dem Prinzen auf, dessen Vorliebe dafür sich dabei in ihrem ganzen Umfang offenbarte, sondern er richtete auch ein schwedisches Theater ein: ein zweites wurde in Eriksberg und ein drittes in Hopfenhof angelegt. Der Kanzleipräsident Gyllenborg, der Reichsrath Wrangel und Graf Höpten unterstützten Tessins Bemühungen mit großem Eifer. Daß eine Kunst, die in Schweden noch nicht weiter vorgeschritten war als damals, unter solchen Auspicien allmälig Eingang finden mußte, ist leicht erklär-

lich. Schwedens ausgezeichnetste Männer umfaßten sie zum Theil mit Enthusiasmus. Das Theater wurde als eine Schule betrachtet, wodurch man dem großen Publikum edle und patriotische Gefühle einflößen, zugleich aber auch die wünschenswerthe Bildung und Sittenverfeinerung vor Augen halten könnte. Nicht blos in den ältesten Zeiten, sondern auch in dieser sah man Personen von den höchsten gesellschaftlichen Stellungen auf die Bühne treten. Wir haben ein Beispiel an der Königin Christine, die sich bei dem Ballett: „Die Freuden des Kinderlebens" persönlich betheiligte; ein zweites an Carl Fersen. Als die sogenannten schwedischen Comödien begannen, schrieb der Präsident Gyllenborg den Prolog.

Am Hof Adolf Friederichs wurde blos das französische Schauspiel aufgeführt. Luise Ulrike hatte, sagt man, zu viel Geschmack, um so unbedeutende Subjecte wie die schwedischen Künstler zu unterstützen. Der Parteigeist bemächtigte sich auch dieser Frage, und die damals am Ruder stehenden Hüte machten der Königin diese Geringschätzung und Verwahrlosung der nationalen Kunst zum schweren Vorwurf. Die warme Liebe, die Gustav III. ihr später widmete, war daher ganz und gar keine unmotivirte Laune, sondern vielmehr das folgerichtige Ergebniß eines schon längst allgemein gefühlten patriotischen Bedürfnisses. Als er die schwedische Bühne durch das große königliche Theater zu einem wahren Heiligthum der vaterländischen Musen machte, brachte er nicht blos den Ansichten der ausgezeichneten Männer, die seine Jugend geleitet, sondern auch den Wünschen

des Volkes eine klarbewußte Anerkennung und Huldigung dar.

Als Graf Carl Fersen von der Königin die Erlaubniß erhalten hatte, auf eigene Faust die Aufführung eines Schauspiels anzuordnen, war er mit einigen seiner Freunde, die gleich ihm Liebhaber der dramatischen Kunst waren, darüber zu Rathe gegangen. Man traf also die nöthigen Vorkehrungen, verpflichtete sich aber zum unverbrüchlichsten Stillschweigen. Carl Fersen beobachtete dasselbe so gewissenhaft, daß er sogar seiner Gemahlin nicht das Mindeste von dem Plan mittheilte.

Aber bereits hatten sämmtliche Gäste ihre Plätze eingenommen und harrten voll Neugierde des Augenblicks, wo der Vorhang in die Höhe gehen sollte.

„Wie heißt das Stück?" fragte die Königin, ohne sich an eine bestimmte Person zu wenden.

„Brutus," antwortete eine Stimme.

Sie erkannte, daß diese Antwort von Pechlin kam, und ihr Blut gerieth in eine heftige Wallung.

In diesem Augenblick ging der Vorhang hinauf.

Jedermann wandte seine Blicke aufmerksam der Bühne zu.

Das Stück war eine Uebersetzung des berühmten Voltaire'schen Trauerspiels und schon im März 1739 zum ersten Mal auf dem schwedischen Theater in Stockholm aufgeführt worden.

Carl Fersen spielte den Junius Brutus.

Das Theater stellte den Tarpejischen Fels vor. Im Hintergrund sah man das Capitol. Der Senat war zwischen dem Tempel und dem Rathhaus, vor dem Altar des Mars versammelt. Brutus und

Valerius Publicola nahmen den vordersten Theil der Bühne ein; die Senatoren standen hinter ihnen in einem Halbkreis. Weiterhin sah man die Wache.

Carl Fersen deklamirte als Brutus mit allem gebührenden Pathos, wie der Tyrann Porsenna mit seinen Heerschaaren heranrücke, um den Tyrannen Tarquin wiedereinzusetzen, wie aber die Bürger Roms entschlossen seien, die kaum erst errungene Freiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen; und mit besonderer Energie betonte er die berühmten Verse, worin Brutus den Fluch des Mars über alle diejenigen herabruft, die je wieder schnödem Tyrannenjoch ihren Nacken beugen würden.

Das Stück enthielt so viele Anspielungen auf die damalige politische Lage Schwedens, daß man sich der Vermuthung kaum erwehren konnte, es sei in einer boshaften und dem Hof feindlichen Absicht gewählt worden.

In keiner Periode hat man mehr über despotischen Druck geschrieen, als während der sogenannten Freiheitszeit, wo die königliche Macht eigentlich gar keine Macht war und nicht den mindesten Druck ausüben konnte.

Der König wandte sich zur Königin.

„Hat Carl Fersen dieses Stück gewählt?“ fragte er halb flüsternd.

„So viel ich weiß, hat Niemand sonst Theil daran.“

Der König beugte sich sofort zum Landesmarschall hin.

„Wenn dieses Stück hier aufgeführt wird, Graf,“ sagte er zu ihm, „so sehen Sie wohl ein, daß mein

Sohn durch keine verfassungsgefährlichen Grundsätze verdorben wird. Ihr Bruder scheint uns beinahe überzeugen zu wollen, daß jeder König ein Tyrann, und ganz besonders, daß ich ein solcher, ein wahrer Tarquin sei."

Axel Fersen verbeugte sich blos.

„Voltaire ist doch ein Meister," bemerkte Pechlin gegen seinen Nachbar, laut genug, daß die Königin ihn hören konnte. „Welches Feuer, welcher Blitz liegt nicht in den Worten:

Ihr Götter, laßt es glücken,
Daß den Tyrannen wir durch Mannheit unterdrücken!"

Die Königin hatte sich in ihrem Lehnstuhl zurückgebeugt; sie hörte das Citat, und da sie überzeugt war, daß Pechlins Blick allen ihren Bewegungen folge, so wandte sie sich auf die andere Seite.

Je nachdem man der einen oder der anderen politischen Partei angehörte, mußte man sich über den Inhalt des Stücks freuen oder ärgern.

Da man längst gewohnt war, in den Zügen der Königin alle ihre Eindrücke mit Leichtigkeit zu lesen, so behielten die Zuschauer sie ebenso aufmerksam im Auge wie die Bühne selbst.

Die Vorstellung war eben bei einer der pathetischsten und ausdrucksvollsten Stellen angelangt, als ein Kammerherr auf die Königin zutrat und ihr einen goldenen Ring überreichte.

Die Königin empfing ihn, aber mit einem Ausdruck, welcher andeutete, daß sie nicht begreife, was damit gemeint sei.

„Ew. Majestät," erklärte der Kammerherr, „auch

ich kenne die Bedeutung des Ringes nicht; Jemand von Ihrem weiblichen Dienstpersonal bat mich, Ew. Majestät den Ring zu überreichen."

„Wer?"

„Ich glaube, sie heißt Clara."

„Clara Schedvin, ganz richtig; aber dieser Ring . . . ich begreife nicht . . ."

Pechlin war ein zu guter Lauscher, als daß er den kleinen Vorfall mit dem Ring nicht bemerkt hätte.

Carl Fersen declamirte eben:

„Jetzt, Fürstin, ist es Zeit, daß Ihr von dannen gehet."

Die Königin hatte den Ring betrachtet, als suchte sie sich zu besinnen, was man ihr damit sagen wolle; aber als sie von der Bühne her diese Worte hörte, da erinnerte sie sich auf einmal an Silfverhjelm, an die nöthige Besprechung mit ihm und an die Reise, wozu er bestimmt war. Sie nahm an, Clara habe ihr durch Uebersendung des Ringes seine Ankunft andeuten wollen. Aber bei dieser Idee wurde es ihr wirr im Kopfe. Ihr Herz, das den ganzen Abend theils durch Pechlin's Sticheleien, theils durch die Theatervorstellung beunruhigt worden, pochte heftig.

Aber gleichzeitig hatte sich im Salon das Gerücht verbreitet, daß der Leibtrabant Lieutenant Silfverhjelm endlich wieder ertappt und verhaftet worden sei, und zwar im Schlosse selbst.

Pechlin war nicht in der Stimmung, eine solche Neuigkeit unbenutzt zu lassen.

Er für seinen Theil nahm an, daß der Ring mit dem Gerücht von Silfverhjelms Verhaftung in un-

mittelbarem Zusammenhang stehe, ja vielleicht eine Anzeige davon bedeute.

Um der Königin einigermaßen Angst zu machen, erwähnte er des Gerüchtes gegen seinen Nachbar, und zwar laut genug, daß sie wenigstens das eine oder andere Wort verstehen sollte. Dies gelang ihm auch vollkommen. Sie hörte den Namen Silfverhjelm, hörte, daß er eingefangen, und zwar im Schlosse selbst eingefangen worden sei. Sie rang vergebens nach Fassung. In ihrer peinlichen Aufregung ließ sie den so eben erhaltenen Ring auf den blauen Bodenteppich fallen. Pechlin hob ihn sogleich auf und gab ihn ihr zurück, benutzte aber diese Gelegenheit, um dem ganzen Lande, vornehmlich aber der königniglichen Familie dazu Glück zu wünschen, daß ein solcher Reichsverräther, wie Silfverhjelm, festgenommen worden sei. Dieser gehässig freche Glückwunsch raubte ihr den letzten Rest von Selbstbeherrschung. Sie richtete sich auf.

Brutus deklamirte eben sehr pathetische Verse des Inhalts, daß die Könige, wenn sie sich durch Schmeichler zu Ungesetzlichkeiten verleiten lassen, unausbleiblich in's Verderben stürzen, und daß das Beispiel Roms den Fürsten zur Lehre und aller Welt zum Glück dienen müsse.

Die plötzliche Bewegung der Königin zog die allgemeine Aufmerksamkeit nur noch mehr auf sie.

Diejenigen, die das Gerücht von Silfverhjelms Verhaftung und die näheren Umstände derselben gehört hatten, schrieben die Aufregung der Monarchin diesem Umstand zu; Andere, die noch nichts davon

wußten, meinten, daß das Theaterstück ihr so tief zu Herzen gehe.

Der König, der sich fortwährend mit Fersen unterhalten, hatte von alle dem noch gar nichts bemerkt.

Die Königin stand noch da. Es trat eine augenblickliche unruhige Spannung ein.

Plötzlich erscholl eine Stimme:

„Ihre Majestät die Königin ist krank!“

Es war wiederum Pechlin, der sprach.

Bei dieser frechen Erklärung wurde die Königin, aus eitel Aerger und Verdruß, wirklich von einem Unwohlsein befallen.

Es entstand eine große Aufregung im Saale. Der König ergriff die Hand seiner Gemahlin, um sie wegzuführen. Jedermann verließ seinen Platz, um dem Königspaar zu folgen. Der Vorhang fiel und Carl Fersen war in Verzweiflung über den Verlust der Schauspielerehre, die er sich hauptsächlich vom fünften Akt versprochen hatte.

Aber die Königin hatte kaum dem Saal verlassen, als sie sich auch schon wieder beherrschte. Wenn Silfverhjelm wirklich verhaftet war, so durfte sie um so weniger eine Schwäche zeigen. Verlor sie Muth und Kraft, so wurde die Gefahr immer größer. Sie sah ein, daß sie den Eindruck, den sie vielleicht hervorgerufen hatte, wieder verwischen mußte, ehe er allgemein wurde. Der Ring, den sie noch fortwährend in der Hand hielt, hatte sie unleugbar compromittirt. Es war allerdings wahr, daß nicht sehr Viele sie beobachtet hatten, als sie ihn empfing; aber unter den wenigen Augenzeugen des Empfanges be-

fand sich Pechlin, und dies war mehr als genug. Es handelte sich jetzt um rasche Benutzung des Augenblicks, und ihr Entschluß war bereits gefaßt.

„Sei wegen meiner unbesorgt," sagte sie zum König; „ich bedurfte blos einiger frischer Luft. Es war drinnen so warm, so qualmig. Sage mir, habe ich nicht ein Gespräch zwischen Dir und Fersen unterbrochen? Nimm es jedenfalls wieder auf . . ."

Als der König sah, daß die Königin vollkommen ruhig war, ließ er Fersen rufen. An seiner Seite nahm auch die Königin ihren früheren Platz wieder ein.

„Baron Pechlin," sagte sie, „haben Sie die Güte hierher zu kommen."

Pechlin war etwas verwundert über die Aufforderung, leistete aber sogleich Folge.

„Befehlen Ew. Majestät Etwas?"

„Sie bemerkten, daß ich diesen Ring empfing?" erklärte sie.

„Ich, Ew. Majestät?"

„Wahrscheinlich waren Sie nicht der Einzige; aber gleichviel, dieser Ring hat mich vielleicht noch mehr in Staunen gesetzt, als irgend eine andere Person. Ich kenne seine Bedeutung immer noch nicht."

Pechlin antwortete nicht, aber man bemerkte den mißtrauischen Ausdruck, womit er die Königin betrachtete.

Diese winkte den Kammerherrn, der ihr den Ring übergeben hatte, zu sich heran.

„Sie waren es doch, der mir den Ring gab, mein Herr?"

„Ja, Ew. Majestät."

„Haben Sie die Güte und erkundigen Sie sich, von wem er kommt. Er brennt in meiner Hand.“

Die Entschlossenheit der Königin blieb nicht ohne Einfluß auf die Gesellschaft: ihre offene Handlungsweise wurde ihr auch von der größten Klugheit dictirt. In Erwartung weiterer Aufklärung blieben alle Anwesenden auf ihren Plätzen, die Aufmerksamkeit fest auf die Königin geheftet.

Der Kammerherr war bald wieder da.

„Ich erhielt den Ring von einer Mamsell Clara,“ sagte er.

„Ist sie auch hier?“

„Nein, Ew. Majestät. Sie hatte ihn von einem Soldaten empfangen, von einem Leibgardisten.“

„Von einem Leibgardisten? Was will das heißen?“

„Er steht draußen, Ew. Majestät.“

„Heißen Sie ihn hereinkommen.“

Der Kammerherr vollzog den Befehl, und in dem Eintretenden erblicken wir wieder unseren alten Bekannten, Daniel Schedvin.

Die Königin, deren Seele jetzt von so manchen anderen Erinnerungen und Hoffnungen erfüllt war, erkannte ihn nicht sogleich.

Der Hof zog sich auf die Seite, so daß Daniel mitten in einen Halbkreis zu stehen kam.

Pechlin stand auf der einen Seite, Puke auf der andern. Dalin hielt sich getreu in der Nähe der Königin.

Man wird sich nicht wundern, wenn Daniel sehr verblüfft war, als er so auf einmal vor die Königin und den versammelten Hof zu stehen kam.

Inzwischen nahm er sich auf seinem Platz nicht übel aus.

„Wer sind Sie?" fragte ihn die Königin. „Warum schickten Sie mir diesen Ring?"

Daniel sank auf seine Knie.

„Ew. Majestät kennen mich nicht mehr?" fragte er.

„Sie?"

„Ich war es, der vor einigen Monaten das Glück hatte, den Kronprinzen in Drottningholm zu retten."

Das Ereigniß stand wieder lebendig vor der Seele der Königin.

„Ah, Sie sind es . . . ich erinnere mich . . . ich erinnere mich . . . Daniel, glaube ich . . . Daniel Schedvin . . . Und dieser Ring?"

„Ist Ew. Majestät Eigenthum."

„Ich erinnere mich, daß ich ihn Ihnen geschenkt habe; und jetzt geben Sie ihn mir zurück?"

Daniel hatte sich wieder aufgerichtet. Viele der anwesenden Gäste und Hofleute, die in Drottningholm zugegen gewesen waren, erinnerten sich jetzt an Daniel und sein früheres Auftreten vor ihnen. Seine Person erhielt dadurch ein Interesse, welches sie sonst sicherlich nicht gewonnen haben würde.

„Sprechen Sie, Daniel," befahl die Königin, „Sie wünschen Etwas von mir."

Daniel betrachtete die Königin mit ängstlichem Blick und sah sich scheu um.

„Ohne alle Umschweife, Daniel," begann die Königin; „ich verlange, daß Du mir ganz einfach sagen sollst, warum Du mir den Ring wieder zustellen ließest."

Nicht die Frage der Königin war es, was das Blut in Daniels Gesicht aufjagte, sondern Alma, die er in diesem Augenblick ganz nahe bei ihr entdeckte.

Aber ihre Anwesenheit schlug seinen Muth nicht mehr nieder, sondern erhöhte und belebte ihn vielmehr. Das Herz ist einmal so geschaffen: es gestattet nicht, daß man als ein armseliger Tropf vor dem Gegenstand stehe, den man wirklich liebt. Beim Anblick Alma's wurde Daniel jetzt wieder Soldat.

„Ich wählte den Soldatenstand, Ew. Majestät, um mir einen Weg zu bahnen, um Glück zu machen. Das Schwert, sagen meine Kameraden, sei eine breite Brücke über die Welt . . ."

„Unterbrechen Sie sich nicht, Schedvin, fahren Sie fort."

„Der Mangel an Aussichten und an einer Zukunft ist die schwerste Last im Soldatenränzel. Da dachte ich . . ."

„Nun, was dachten Sie?"

„Ich dachte, daß ich mich an Ew. Majestät wenden sollte, und ich habe einen ganzen Monat daran gedacht, ehe ich den Schritt wagte."

„Und warum wollten Sie sich an mich wenden?"

„Ew. Majestät versprachen einmal, Etwas für mich zu thun."

Schedvin machte dabei ein so freundliches Gesicht, daß man nicht leicht entscheiden konnte, ob es ihm mit seinen Worten Ernst war oder nicht.

„Und was kann ich wohl für Sie thun?"

„Mich bei meinem Capitän empfehlen. Es ist eine Corporalsstelle frei."

Schedvin war nicht einfältig, und Ort und Stelle

eigneten sich nicht zu einem Scherz. Hatte er diese Angabe nicht vielleicht blos darum gewählt, weil ihm gerade nichts Besseres einfiel? Seine Worte riefen ein Lächeln im Saal hervor.

„Sie haben sich ohne Zweifel geschickt und ehrlich gezeigt?" fragte die Königin.

„Wie es einem Soldaten ansteht, Ew. Majestät. Heute Abend habe ich überdieß . . ."

Als Daniel sich hier unterbrach, stellte sich auf seinem Gesichte wieder eine unzweideutige Verlegenheit oder Bekümmerniß ein; aber bald schlug er von Neuem seine Augen auf und schaute sich fest um.

„Heute Abend, sagten Sie . . ."

„Habe ich überdieß dem Staat einen kleinen Dienst erwiesen, wofür ich Ew. Majestät Beifall um so eher zu verdienen hoffte; ich habe nämlich den entsprungenen Lieutenant Silfverhjelm festgenommen."

Die Sache bestätigte sich also. Eine starke Aufregung, nicht frei von Angst, bemächtigte sich der Königin. Aber wenn sie auch die ganze Tragweite, welche dieser Umstand politisch genommen und für sie selbst insbesondere haben mußte, vollkommen einsah, so freute sie sich doch darüber, daß Schedvin's offene Erklärung wenigstens bewies, daß der Ring in keinem Zusammenhang mit ihm stand. Es kam jetzt nur noch auf die Umstände an, unter denen der Flüchtling ergriffen worden war.

„Erzählen Sie uns," stammelte sie, nicht ohne eine schwere Beklommenheit, „wie es Ihnen gelungen ist, den Flüchtling zu fangen?"

Die Königin hatte in Daniels Gesicht geblickt und daraus sogleich die Ueberzeugung geschöpft, daß

dasselbe treu seine inneren Gefühle wiedergab, weil der kunstlose Naturmensch allzu stark in ihm ausgeprägt war; sie glaubte daher auch zu sehen, daß er, trotz seiner scheinbaren Offenheit, eine lebhafte Unruhe dahinter verberge, die Verehrung und Ergebenheit in sich schloß. Sie wußte sich zwar diesen scheinbaren Widerspruch nicht zu erklären, aber sie vertraute nichtsdestoweniger auf Daniels Ehrlichkeit.

„Die Sache ist sehr einfach, Ew. Majestät," erzählte dieser auch. „Man hatte dem wachthabenden Offizier rapportirt, daß Lieutenant Silfverhjelm im Schloßhof gesehen worden sei, und ich erhielt mit einigen Mann Befehl, ihn festzunehmen. Nach einigem Suchen entdeckte ich ihn auch, und als er sich verrathen sah, nahm er seine Zuflucht in's Schloß. Wir setzten ihm eilig nach, und so kamen wir in den oberen Stock hinauf; es war da zwar sehr dunkel, aber wir hörten seine Tritte vor uns und hatten ihn beinahe eingeholt, als er eine Thür öffnete und in einem Seitenzimmer verschwand, vor dem ich sogleich einige Posten ausstellte. Im Namen des Königs und des Gesetzes befahl ich ihm zu öffnen, aber er that es nicht und nun rapportirte ich dem dienstthuenden Offizier die ganze Geschichte."

Die Königin athmete leichter. Silfverhjelm war also wenigstens nicht nach ihren eigenen Privatzimmern geflohen. Sie heftete auch einen zurechtweisenden Blick auf Pechlin.

„Und jetzt ist er auf die Wache abgeführt?" fragte sie.

„Nein, Ew. Majestät. Er befindet sich noch immer da oben."

„Und jetzt hoffen Sie, daß ich Sie bei Ihrem Capitän empfehlen werde?"

Daniel verbeugte sich tief.

„Ich bin überzeugt," fügte sie hinzu, „daß der Dienst, welchen Sie jetzt dem Lande geleistet haben, Sie am allerbesten bei Denjenigen empfehlen wird, die alles Beförderungsrecht in Schweden in ihren Händen haben."

Mit diesen Worten erhob sich die Königin und ging weg.

Daniel fürchtete der Königin mißfallen zu haben. Dies schmerzte ihn tief und seine Augen senkten sich bei diesem Gedanken. Aber in demselben Augenblick erinnerte ihn der Kammerherr, der ihn hereingeführt hatte, daß er abzutreten habe, und als er jetzt wieder aufschaute, haftete sein Blick auf Alma. Wie heftig pochte es nicht in seiner Brust, welche blitzartig glühenden Gefühle kreuzten sich nicht über der dunklen Tiefe seines Herzens! Aber das strenge Pflichtgefühl wird bei jedem Soldaten zur andern Natur, und er erinnerte sich jetzt sogleich, was und wo er war. Er hatte ihr inzwischen in die Augen geschaut, hatte sie die Farbe wechseln gesehen, und mit einem tiefen Bückling, der nur ihr allein galt, entfernte er sich. Alma stierte ihm wie einer besonderen Erscheinung nach. Das Ahnungsvermögen des Frauenherzens führt immer bald zu Schlußfolgerungen. Aber zu welchen war wohl Alma gekommen?

Wenn Pechlin auch zugeben mußte, daß die Königin wenigstens scheinbar vorwurfsfreier war, als er vermuthet hatte, so freute er sich doch über die

Verhaftung Silfverhjelms. In ihm glaubte man einen Mann gefangen zu haben, der vielleicht besser als irgend ein Anderer in ihre geheimen Pläne eingeweiht sei.

Obschon es der Königin gelungen war, einen in solchen Zeiten ganz besonders unangenehmen Verdacht von sich abzulenken, so lag doch in dem Streit selbst, den sie führen mußte, sowie in Silfverhjelms Wiederverhaftung etwas höchst Niederschlagendes für sie. Einsam kehrte sie nach ihren Privatzimmern zurück und war entschlossen, keinen weitern Antheil mehr am Feste zu nehmen.

Aber kaum war sie angekommen, als Clara leichtfüßig und lächelnd auf sie zutrat.

„Erlauben Ew. Majestät, daß Lieutenant Silfverhjelm hereinkomme?" fragte sie.

„Silfverhjelm? Er ist ja verhaftet."

„Er befindet sich in Ihrem äußeren Zimmer, Ew. Majestät."

„Was bedeutet das? Heiße ihn sogleich kommen. Spute Dich, spute Dich!"

Silfverhjelm stand alsbald vor ihr.

„Erklären Sie mir, wie das zusammenhängt. Man hat mir so eben gemeldet, daß Sie verhaftet seien."

„Ich war nahe daran, es zu werden, Ew. Majestät, und ich wurde nur durch eine Art von Wunder gerettet. Mein Verfolger war Clara's Bruder. Ich nahm meine Zuflucht nach einem finsteren Winkel im Gange außen. Schedvin, der seinen Kameraden vorausgeeilt war, legte mir die Hand auf die

Schulter und flüsterte mir in's Ohr, ich solle mich rechts wenden, während er links verfolge; kurz und gut, ich that es und entkam."

„Aber wen hat er dann im obern Stock verhaftet?"

„Das weiß ich nicht, Ew. Majestät; vermuthlich hat er seinen Vorgesetzten eine kleine Nase gedreht."

„Wahrlich, ich danke Gott, daß Sie entkommen sind. Nun wohl, Silfverhjelm, sind Sie bereit zu reisen?"

„Ja, Ew. Majestät."

„Nach Berlin."

„Wohin Ew. Majestät befehlen."

„Haben Sie Hoffnung, den Gefahren zu entkommen, die Ihnen hier drohen?"

„Das Glück verläßt uns nicht so leicht, wenn wir uns nur selbst nicht verlassen. Ich hoffe das Beste."

„So halten Sie sich bereit, Silfverhjelm. Ich kann nicht sagen, wann die Depeschen fertig sein werden; aber ich glaube, dies wird bald im Reinen sein. Sie halten sich doch bei Wrangel auf?"

„Für den Augenblick, ja, aber ich glaube, Baron Wrangel wünschte mich sobald als möglich vom Halse zu haben."

Clara, die keinen Befehl erhalten hatte, das Zimmer zu verlassen, hörte das Gespräch an der Thüre mit an.

„Aber wohin wollen Sie sich dann wenden? Es ist doch schrecklich, wenn man sich auf gar Niemand verlassen kann!"

„Seien Sie meinetwegen unbesorgt, Ew. Maje-

stät; ich habe in meinem Unglück einen Freund gefunden, auf den ich so sicher rechnen kann, wie auf mich selbst."

„Dann haben Sie viel gewonnen. Ich glaubte schon, daß, wie so vieles andere Gute, auch die Freundschaft Schweden verlassen habe. Aber wo soll ich Sie aufsuchen lassen, wenn die Depeschen fertig sind?"

„Bei dem treuherzigsten und redlichsten Mann, den ich kenne, bei Mamsell Clara's Bräutigam, dem Schmied Alexander, bei dem ich jetzt Handgeld zu nehmen und mich zum Gesellen hinaufzuarbeiten gedenke."

„Das ist gut, Silfverhjelm; ich werde Sie bald vom Schlegel zu befreien und Ihnen Ihren Degen zurückzugeben suchen. Seien Sie nur vorsichtig, wenn Sie sich von hier wegbegeben. Ich bin nicht ruhig, bevor ich Sie wieder in Sicherheit weiß."

Als die Königin das Zimmer verließ, blieb sie beim Anblick Clara's stehen.

„Du bist ein braves Mädchen, Clara," sagte sie zu ihr. „Dein Herz ist noch gut und rein: möge es immer so bleiben! Ich sehe, daß diejenigen, die Dich lieben, auch mich lieben; sage ihnen also auch meinen Dank, Clara. Vielleicht kommt ein Tag, wo ich meine Dankbarkeit auf andere Art beweisen kann. Was beabsichtigte Dein Bruder eigentlich mit der Uebersendung des Rings?"

„Ach, Ew. Majestät, Sie verzeihen ihm doch. Er ist manchmal so sonderbar. Ich glaube, aber Ew. Majestät werden's doch nicht übel nehmen, ich glaube,

er wollte Ew. Majestät daran erinnern . . . daß er . . ."

„Welchen Grund gab er selbst an?"

„Daß er fürchte, verkannt zu werden, und daß er deßhalb ein kühnes Spiel wagen wolle . . . mir schien es wahnsinnig. Thue ich das, sagte er zu mir, so wird man höchstens glauben, ich habe eine Dummheit oder einen Mißgriff begangen, und das mag man immerhin . . . inzwischen rette ich . . ."

Clara verstummte.

„Wen glaubte er zu retten? Sprich es aus..."

Aber Clara blieb stumm.

„Sage mir's, Clara . . . glaubte er mich zu retten . . . doch . . . ich erlasse es Dir. Ein guter Soldat denkt auch immer als ein guter Ritter. Ja ja, Dein Bruder hat Recht, Clara . . . ich verstehe . . ."

Clara schlug ihre Augen wieder auf.

„Ich sagte, daß er manchmal so sonderbar sei," stammelte sie, „wie von Verstand . . . ich glaube... ich glaube, daß er Jemand liebt."

„Liebt? Wen denn?"

„Das weiß ich nicht, Ew. Majestät . . . eine Zeit lang glaubte ich, Mamsell Amanda sei es, aber jetzt bin ich überzeugt, daß sie es nicht ist. Als er mich beschwatzte, den Ring fortzuschaffen, war er ganz von Sinnen . . . ich kann's Ihnen gar nicht beschreiben."

Die Königin hörte aufmerksam zu.

„Das Menschenherz ist unerforschlich," antwortete sie endlich. „So lange Dein Bruder von einem wahren und tiefen Gefühl belebt ist, wird er als ein

rechtschaffener Mann voranschreiten. Ich werde wieder mit ihm reden."

Die Königin kehrte zur Gesellschaft zurück. Ihre Bestürzung und Unruhe war verschwunden, und sie wollte sich jetzt das Vergnügen nicht versagen, ihren Feinden in's Auge zu sehen.

Aber als sie zurückkam, war bereits eine bemerkenswerthe Veränderung vor sich gegangen: der Sieg, auf welchen sie rechnete, war bereits gewonnen, und neue Bilder begannen sich aufzurollen. Sie fand nämlich die Gäste jetzt da und dort in Gruppen vertheilt, von denen die einen mißvergnügt dreinschauten, die andern heiter scherzten und lachten, und die Haltung beider Theile bewies ihr, daß etwas Ungewöhnliches sich zugetragen haben mußte.

Weiter weg sah sie den König, der noch immer mit Fersen sprach. Nach dem Weggang der Königin hatten mehrere Gäste sich an die beiden Sprechenden angeschlossen, und der Gegenstand, der sie beschäftigte, nämlich die Erziehung des Kronprinzen, beherrschte bald die allgemeine Aufmerksamkeit.

„Aber ich bin doch sein Vater," sagte der König, nicht ohne eine gewisse Aufregung, wie man sie bei dem gutmüthigen Manne kaum gewöhnt war.

Die Königin blieb mitten im Saal stehen und hörte die so lebhaft ausgesprochenen Worte.

„Das ist unbestreitbar, Ew. Majestät," antwortete Fersen, „aber in Ihnen erblicken wir den König, und in Ihrem Sohn erblicken wir Ihren Thronfolger. Ew. Majestät selbst waren nicht Friedrichs I. Sohn und doch sein Nachfolger. Für ein Land ist es gleich-

gültig, wessen Sohn ein Thronfolger ist; die Hauptsache ist, daß er Thronfolger ist. Ew. Majestät sehen jetzt ein, daß die Nation, unserer Verfassung gemäß, über allem Andern, selbst über dem König steht. Und wenn dies nicht geleugnet werden kann, so folgt daraus auch — Ew. Majestät wollen mir einen Ausdruck verzeihen, der indeß vollkommen verfassungsgemäß ist — so folgt daraus auch, sage ich, daß die Nation nicht blos über . . ." Fersen hielt hier einen Augenblick inne, weil er vielleicht im Begriff stand, ein verletzendes Wort zu sagen, aber er fuhr doch bald fort . . . „nicht blos über die Gegenwart gebietet, sondern auch über die Zukunft. Der Kronprinz ist die Zukunft, Ew. Majestät. Seine Erziehung, sein Charakter, seine Denkungsart sind für Ihr Vaterherz wichtig, das bestreite ich nicht; aber wie weit wichtiger müssen sie nicht für die Nation sein? Ew. Majestät sind dem ewigen Naturgesetz Vergänglichkeit unterworfen; aber eine Nation stirbt niemals. Wenn Ew. Majestät Macht vom Augenblick begrenzt wird, so ist dagegen die Macht der Nation ebenso grenzenlos wie die Geschichte, die sich ewig aus sich selbst entwickelt. Sie sind der heutige Tag, der Thronfolger ist der kommende Tag, das Volk ist das Jahrtausend. Wenn wir Ihnen einmal den Denkstein setzen, so übergeben wir uns in den Schutz des Thronfolgers, und wir müssen zum Voraus dafür sorgen, daß wir auch über seiner Gruft dereinst eine Ehrensäule errichten können, die seiner und unser selbst würdig sei. Dem Volk dagegen wird kein Denkmal gesetzt, und würde ihm ein solches gesetzt, so hätte es bereits das Recht verloren, ein Volk

zu sein. Ew. Majestät Ueberzeugung und Ehre gebieten Ihnen allerdings, Ihren hohen Beruf zum Nutzen der kommenden Zeiten zu erfüllen; aber dies ist blos ein persönlicher Umstand, daß Sie das Volk lieben und von solchen Gesinnungen belebt sind; ein Volk dagegen, das von Jahrhundert zu Jahrhundert fortbestehen will, muß auf solidere Grundlagen bauen, nämlich auf die Gesetze, diese niemals schwankende, stets aufwärts führende, dauerhafte und Sicherheit gewährende Treppenleiter der menschlichen Entwicklungsgeschichte . . ."

Aber die Königin hörte nicht länger auf Fersen. So wichtig die Frage auch war, so ließ sie doch ihre Blicke umherschweifen, bis sie auf der lebhaften Bewegung haften blieben, die sich so unerklärlicher Weise unter den übrigen Gästen kundthat.

Brahe, Hard, Horn und Wrangel, die auf dem äußersten linken Flügel standen und sich besprachen, zeigten eine solche Befriedigung, daß Luise Ulrike sich nicht genug darüber wundern konnte.

Rechts sah sie Ehrenpreutz und Creutz und an ihrer Seite mehrere Damen, worunter die Gräfin Creutz und Alma mit dem Capitän Puke. Der Ausdruck in ihren Gesichtern, dieser Thermometer des Herzens, deutete darauf an, daß etwas ganz besonders Merkwürdiges vorgegangen sein mußte.

Was ihre Verwunderung noch erhöhte, war der Umstand, daß sie vergebens nach Pechlin suchte.

Was hatte sich zugetragen? Die Geschichte war folgende:

Um über Daniels Angabe in Betreff der Verhaftung Silfverhjelms das Nähere zu erfahren, hat-

ten sich Hard und Pechlin nach dem bezeichneten Zimmer verfügt, vor welchem sie die Posten trafen. Als man ihnen aber auf ihr Geheiß die Thüre öffnete, da fanden sie, statt des erwarteten Gefangenen, den Cornet Aminoff, vor Amanda auf den Knieen liegend. Daniel erklärte, daß er sich im Dunkel in der Person getäuscht habe. Der ganze Hof riß seine Witze darüber, und diese Episode hatte eine so große komische Wirkung, daß sie Pechlin vom Schlosse trieb.

Die Königin ergötzte sich ungemein an der lebhaften Darstellung, welche ihr Hard von der Sache machte.

„Aber," fügte Hard hinzu, „seit Ew. Majestät uns für einen Augenblick verließen, ist noch etwas Anderes geschehen, was Ew. Majestät sicherlich sehr erfreuen wird, nämlich Ehrenpreutz und Creutz haben zur Vereinigung Alma's und Puke's ihre Einwilligung gegeben."

„Wirklich? Dalin . . . Dalin . . . ein Hochzeitscarmen!"

Aber Dalin konnte diesmal nicht so schnell mit einem solchen hervorrücken, als die Königin es gewünscht hätte.

Dagegen kamen jetzt der König und Fersen auf sie zu.

„Ich habe," sagte der König, „Fersen vergebens zu überzeugen gesucht, daß in der bereits begonnenen ständischen Berathung in Betreff einer besonderen Instruction für Gustavs Erziehung eine wahre Feindseligkeit liegt."

Die Königin wandte sich mit stolzer Geberde gegen Fersen.

„Graf Fersen,“ sagte sie, „Se. Majestät der König erwartet von den Reichsständen so wenig als ich Fügsamkeit oder Nachgiebigkeit, sobald es sich um die Ausübung der monarchischen Gewalt handelt. Man hat uns, sogar bei unsern billigsten Ansprüchen, an Niederlagen gewöhnt. Aber man möge sich wohl bedenken, bevor man so weit geht, daß man uns sogar in unsern Privatrechten, d. h. in unsern Elternrechten, verkürzen will.“

„Immer dasselbe Thema, Ew. Majestät,“ antwortete Fersen, „ein Thema, das ich bis in seine einzelsten Schattirungen zu besprechen das Glück gehabt habe.“

„Sie suchen Ausflüchte, Graf.“

„Weit entfernt, Ew. Majestät. Se. Majestät der König kann das bezeugen. Aber man könnte vielleicht einen neuen Ausgangspunkt für die Beurtheilung der Frage gewinnen, wenn man . . . ja warum denn nicht? . . . wenn man in einem Augenblick, wo der Kronprinz es am wenigsten ahnt, ruhig und leidenschaftslos seine Handlungen und Gedanken beobachtete und daraus auf die Art und Weise seiner Erziehung schlöße. Er ist allerdings noch ein Kind von zehn Jahren, aber auch bei den Kindern muß sich in ihren Spielen und Vergnügungen mehr oder weniger abspiegeln, was sie lernen und wissen.“

„Was meinen Sie, Graf?“

„Ew. Majestät,“ fuhr Fersen fort, „ich habe das Wohl meines Vaterlandes und seiner Dynastie im Auge. Aber von diesen beiden Theilen darf keiner den andern mit Füßen treten. Die Verfassung muß Bestand haben; für sie bin ich bereit, Alles aufzu-

opfern. Dem Staatsmann muß seine Pflicht mehr gelten als sein Gefühl. Ich habe oft zu Gott gebetet, daß sich die Interessen des Vaterlandes und der königlichen Familie in aufrichtiger und vertrauensvoller Liebe verschmelzen möchten. Wenn dies unglücklicher Weise jetzt nicht der Fall ist, so kommt es den Ständen zu, ihre Blicke mit um so größerer Festigkeit auf die Zukunft zu richten. Und um unsere Stellung in dieser Beziehung vollkommen vorurtheilsfrei beurtheilen zu können, lassen Sie uns . . ."

Die Königin verstand ihn nicht recht, aber ihr Herz klopfte immer heftiger und unruhiger.

„Was wollen Sie, daß wir thun sollen, Fersen?"

„Erlauben mir Ew. Majestät, so zu handeln, wie ich will?"

„Ich kann nicht glauben, daß Graf Fersen einer unritterlichen Handlung fähig wäre."

„Die Ritterlichkeit des Staatsmannes besteht darin, so zu handeln, wie er es vor der Mit- und der Nachwelt verantworten kann. Ew. Majestät, Sie haben heute Abend den Kronprinzen mit einigen Kindern seines Alters umgeben. Gewiß haben Sie ihm die Freiheit gegönnt, sich den Eingebungen des Augenblicks zu überlassen. Ew. Majestät dürften so wenig als ich selbst wissen, was er in diesem Augenblick thut. Als Sie den Theatersaal verließen, sah ich, daß der Prinz sich mit seinen kleinen Freunden auf die Bühne selbst begab. Lassen Sie uns nachsehen, Ew. Majestät, was er thut."

Der Königin war es unangenehm, daß man den Prinzen förmlich überraschen wollte, aber sie war zu stolz, um sich dem Vorhaben zu widersetzen.

„Sie glauben doch wohl nicht, Graf, daß mein Sohn Etwas thue, worüber er sich vor der Welt zu schämen hätte?“

„Weit entfernt, Ew. Majestät, aber davon ist jetzt auch nicht die Rede. Es handelt sich blos um den Charakter seiner Erziehung.“

Das Gespräch fand in der Nähe des Theatereingangs statt. Die Thüren standen offen. Man sah im Hintergrund den herabgelassenen Vorhang.

Die eingeladenen Gäste und die Mitglieder des Hofs hatten die Besprechung mit lebhaftem Interesse angehört.

Auf einen Wink Fersens ging auf einmal der Vorhang in die Höhe.

Alle Blicke richteten sich nach der Bühne.

Das Theater stellte noch immer das Capitol vor, mit einem Altar im Hintergrund.

Hinter dem Altar stand der kleine Neger Badin, schwarz wie einer der Geister der Unterwelt.

Vor demselben lag Prinz Carl in einer Art von Priesterkutte auf den Knieen.

Die übrige Gesellschaft stand auf beiden Seiten, die Mädchen auf der einen, die Jungen auf der andern.

Als der Vorhang in die Höhe ging, hatte der Prinz eben erst einige kleine Ringe unter seine Spielkameraden vertheilt.

Gustav war von der dramatischen Anordnung zu sehr in Anspruch genommen, als daß er bemerkt hätte, wie der ganze Hof ihn betrachtete.

„Schwört! schwört!“

Es war der Prinz, der sprach.

„Wir schwören!"

So lautete der versichernde Zuruf der Kinderschaar.

Der König und die Königin, Fersen und die übrigen Gäste betrachteten das vom Prinzen improvisirte Schauspiel mit verschiedenen Gefühlen der Verwunderung.

Ein Ausruf entglitt den Lippen der Königin. Der Prinz wandte sich um. Erröthend sah er, daß er bemerkt wurde, und mit einem Sprung stand er an der Seite seiner Mutter.

„Sage mir, Gustav," fragte sie, „was willst Du eigentlich mit diesem Spiele da?"

„Wir haben einen Bund mit einander geschlossen, Mama."

„Aber warum liegt Carl auf den Knieen, und warum steht Badin dort?"

„Carl wollte durchaus Opferpriester werden, Mama, und bei dem schwarzen Badin versteht es sich von selbst, daß er das Geheimnißvolle im Bunde vorstellen sollte."

„Du hast Ringe ausgetheilt."

„Ein Ring hat weder Anfang noch Ende, Mama."

„Nun ja."

„Ein Freundschaftsbund, Mama, muß deßhalb auch wie ein Ring sein."

„Aber welchen Zweck hat wohl dieser Bund?"

„Welchen Zweck?"

Der Prinz überlegte.

„Sehen Sie, Mama, wenn ich einmal groß werde, so sind diese Jungen auch groß."

„Natürlich."

„Wenn wir als Kinder Freunde sind, so sind wir es sicherlich auch dann.“

„Weiter.“

„Es ist Nichts weiter, Mama.“

„Du mußt aufrichtig sein, Gustav; ich sehe, daß Du noch mehr in Deinen Gedanken hast.“

Der Prinz erröthete.

„Papa und Mama,“ sagte er indeß, „sind ja von lauter Feinden umgeben; aber wenn ich . . .“

„Fahre fort, Gustav.“

„Aber wenn ich König werde wie Papa, so will ich von Freunden umgeben sein.“

Die Königin wandte sich auf einmal gegen Fersen.

„Und dieses Kind,“ sagte sie zu ihm, „wollen Sie von meinem Herzen reißen?“

„Von Ihrem Herzen, Ew. Majestät, das ist nicht unsere Absicht.“

„Sehen Sie denn nicht ein, Graf, daß die Stände, wenn sie eine Instruction für den Prinzen aufsetzen, dann auch einen Gouverneur und Lehrer ernennen müssen, um die pünktliche Einhaltung derselben zu überwachen, und daß diese Herren dann weder dem König noch mir verantwortlich sein werden, sondern nur den Ständen? Von diesem Augenblick an haben wir Nichts mehr über seine Entwicklung zu gebieten: sie beruht nicht auf unserer Liebe, sondern auf reglementarischen Vorschriften, sie hängt nicht von unserer Zärtlichkeit ab, sondern von verantwortlichen Personen, nicht von der natürlichen Sorgsamkeit des Elternherzens, sondern von den Ständen. Immerhin möglich, daß er auch auf diesem Weg ein auf-

geklärter, kenntnißreicher und gebildeter Mann wird, ich will das nicht leugnen; — aber das Herz, dieser innere Regulator des Lebens, dieses wichtige Vehikel aller wahren menschlichen Größe, muß bei ihm ein Tummelplatz von Collisionen zwischen seinen verschiedenen Pflichten werden: den Pflichten gegen uns, seine Eltern, auf der einen, und denen gegen den Staat, als seinen Lehrer, auf der andern Seite; zwischen der Naturpflicht, die ihm gebietet, uns zu gehorchen, und der Pflicht gegen die Stände, die ihm Gehorsam gegen diese auferlegt. Schmeicheln Sie sich etwa damit, nicht blos alle Forderungen, welche die Staatsgesellschaft zu machen berechtigt ist, sondern auch die ganze Liebe des Elternherzens in eine Instruction legen zu können? Ach, Graf, dann wissen Sie nicht viel von menschlichen Herzen. Ich werde niemals der Nation ihr Recht bestreiten, zu verlangen, daß der Thronfolger zu einer Zierde des Thrones herangebildet werde. Aber was berechtigt Sie zu der beleidigenden Voraussetzung, daß wir vielleicht nicht alle unsere Kräfte aufbieten würden, um diesen Ansprüchen zu genügen? Sind wir denn unnatürlichere Eltern als alle andern. Seien Sie überzeugt, Graf, daß eine so getheilte Erziehung, wie Sie dieselbe anordnen wollen, keine warme und lebendige Liebe, sondern nur Kälte und Gleichgültigkeit, keine tiefe und innige Ergebenheit, sondern nur den Schein einer solchen hervorrufen wird. Seine Stellung zwischen uns und den Lehrern wird die moralische Einheit in der Erziehung schwächen. Er wird in seinen Lehrern oder in der Instruction selbst einen Schutz für seine Schwachheiten und Neigungen, vielleicht

sogar gegen uns finden, und in uns wird er vielleicht einen Schutz gegen seine Lehrer suchen. Sie sprechen von seinen glänzenden Anlagen; mag sein; aber je ausgezeichneter diese Anlagen sind, um so gefährlicher wird seine Stellung. Sie werden seinen Verstand auf Kosten des Herzens entwickeln; es wird Ihnen vielleicht gelingen, ein glänzendes und blendendes Genie aus ihm zu machen, das aber, da ihm der sichere Haltpunkt eines festen Charakters und tiefen Pflichtgefühls fehlt, keine Grenzen für seine Eingebungen und Handlungen anerkennen wird. Sie können mir antworten, daß Sie auch die Veredlung seines moralischen Wesens nicht vernachlässigen werden; allein Sie dürfen nicht übersehen, daß Eltern angeborne, mit dem Kind selbst aufwachsende Rechte über sein Herz besitzen, so daß es ihnen gehorcht, ohne auch nur um die Ursache zu fragen, während Sie dagegen diese Rechte auf dem Weg seiner Verstandeskräfte erzielen müssen, ohne sie jemals in gleichem Grad zu erreichen. Ein Vater und eine Mutter sind für ihr Kind mehr als blos gewöhnliche Menschen; sie sind ihm eine Vorsehung, eine Allmacht, an die es blindlings glaubt, bis es zur Einsicht gelangt, daß es noch eine andere höhere gibt. Sie werden die Religion, möchte ich beinahe sagen, dieses Gefühls vernichten und damit zugleich die beste Grundlage aller guten Erziehung zerstören. Wenn *wir* im Prinzen blos unsern Sohn sehen, so werden hinwiederum die von Ihnen bestellten Lehrer nur den Thronfolger in ihm erblicken. Begreifen Sie den Unterschied, Graf? *Wir* können aus Liebe schwach gegen ihn sein, diese aber können es aus egoistischen Rück-

sichten sein, z. B. im Hinblick auf ihre eigene Zukunft, die ihnen immer den Prinzen als ihren König vor Augen führen wird. Und seien Sie überzeugt, daß diese verschiedenen Arten von Schwachheit auch zu ganz verschiedenen Resultaten führen werden: die Liebe führt, so schwach sie sei, zur Liebe; der Egoismus, so gering er sein mag, zum Egoismus. Hüten Sie sich wohl vor einem Egoisten auf dem Throne. Führen Sie inzwischen Ihre Absicht aus, so müssen Sie dies aus Opposition gegen uns thun, folglich auch unsern Sohn zur Opposition gegen uns erziehen. Aber vergessen Sie nicht, daß Niemand ungestraft die ewigen Gesetze der Natur verletzt. Wenn es Ihnen gelingen sollte, den Prinzen von den Banden zu emancipiren, worin unsere Elternliebe ihn hält, so seien Sie überzeugt, daß auch die Bande, welche Sie ihm auferlegen, nicht viel stärker sein werden. Sie wollen sich für die Zukunft sicher stellen und suchen Ihre Stütze blos in einem Buchstaben, einer Vorschrift, einem Gesetz; ich aber sage Ihnen voraus, daß Sie das noch bereuen werden: glauben Sie mir, für das Edle und Gute, was ein Kind in der Zukunft verheißt, besitzt man keine Garantie, wofern man sie nicht im Verstand und Herzen, in der Sorgsamkeit und Zärtlichkeit seiner Eltern sucht. Kann ich auch als Königin gegen den Beschluß der Stände nicht protestiren, so werde ich es doch immer als Mutter thun."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Amanda.

Mehrere Monate sind seit den zuletzt verzeichneten Ereignissen verflossen. Der Winter ist verschwunden, und die Frühlingssonne hat die Schneedecken schmelzen gemacht und die Eisbande gelöst. Der Lenz ist gekommen. Die prachtvolle und wechselreiche Naturschönheit der Hauptstadt hat ihren vollen Glanz wieder entwickelt. Der Mälar wälzt seine klaren Wellen von Westen nach Osten. Tannen und Fichten bedecken nicht mehr allein die umliegenden Hügel und Thäler mit ihrem ewigen Grün. Auch das Grün der Birken, Ulmen und Erken beginnt in reichen Uebergängen hervorzubrechen. Vögel singen in den Hainen. Ueberall walten Fleiß und Thätigkeit. Die vor einigen Wochen noch in Eis und Schnee eingehüllte Natur athmet jetzt auf einmal Schönheit und Regsamkeit. Wohin man sieht, tritt dem entzückten Auge Licht und Leben entgegen. Denn es ist jetzt Frühling, einer jener so schnell hervorgezauberten, gleichsam nur durch eine wunderbare Veränderung im Pulsschlag der Natur hervorgebrachten Uebergänge, die dem Norden so eigen sind.

Puke's Wiederkehr wurde für Amanda eine neue Quelle von Schmerz und Verzweiflung. Schon aus ihrer ersten und so ziemlich einzigen Besprechung mit ihm hatte sie seinen Charakter zu gut aufgefaßt, um sich der trügerischen Hoffnung zu überlassen, daß sie seine Ergebenheit gewinnen könnte. Nichtsdestoweni=

ger fühlte sie sich durch eine zwischen Liebe und Haß schwankende Leidenschaft an ihn gefesselt. Die Freundschaft, die er einmal angeboten hatte, wies sie mit verächtlichem Lächeln ab: sie war blos ein armseliger Brocken, der vom Tische des reichen Mannes für ihr Herz abfiel. Hingerissen von Leidenschaften, schwur sie ihm selbst und allen denjenigen, die er schätzte und liebte, Verderben. Was sie selbst nicht als Eigenthum besitzen konnte, wollte sie in den Staub treten. Die Demüthigung, sich verschmäht zu sehen, gab ihr den Wunsch ein, als ein Engel der Zerstörung zu wirken.

Der Cornet Aminoff, der von dem düsteren Feuer ihrer brennenden Augen geblendet und beim Anblick ihrer Gesichtszüge, die tiefes Gefühl verriethen, von neuer Leidenschaft entzündet wurde, glaubte ihre Forderungen erfüllt zu haben, indem er Puke nach Berlin folgte und über alle seine Schritte daselbst Auskunft zu ertheilen vermochte.

Aber Amanda trat ihm mit zornigen Blicken entgegen.

„Warum ließen Sie ihn zurückkommen?“ fragte sie.

„Zurückkommen? Ich erbat mir von Ihnen ausführliche Instructionen und erhielt ganz ungenügende Antworten. Sie schienen bald das Eine, bald das Andere zu wollen. Wußten Sie wohl selbst, was Sie wollten?“

„Sie begriffen es also nicht?“

„Bei Gott, nein!“

„Ich wollte . . .“

Aber das Wort erstarb auf ihren Lippen, und

sie ließ ihren Kopf in ihrer Hand ruhen, während Aminoff zu ihren Füßen niedersank.

„Fort, mein Herr!“ sagte sie. „Ihre Liebe ist blos eine Einbildung, blos eine Kohle, die in der Loderasche glüht, blos eine Fieberhitze im Blute. Ich habe Ihnen blos einen einzigen Rath zu geben: nehmen Sie ein kühlendes Pulver, dann sind Sie in einer Stunde wieder gesund. Können Sie mir sagen, warum Sie Puke zurückkommen ließen, ohne mich davon zu unterrichten?“

„Immer grausam, immer kalt, immer unnatürlich, aber vor allen Dingen . . . immer Puke! Sie lieben ihn.“

„Ich hasse ihn.“

„Dann müssen Sie mich lieben, denn auch ich hasse ihn.“

„Sie täuschen sich, mein Herr, denn Sie sind keines großen Gefühls fähig.“

Aber noch unglücklicher sollte sich Amanda fühlen, als sie erfuhr, daß Ehrenpreutz und Creutz ihre Einwilligung zur Verbindung Alma's und Puke's gegeben hatten.

Ihr war, als ob eine Treppenstufe um die andere unter ihr zusammenbräche, so daß sie sich bald auf einem gänzlich untergrabenen Boden befände; aber sie wollte von der Brandstätte nicht entfliehen, sondern mitten in derselben zu Grunde gehen.

Mit Zuversicht hatte sie sich an Ehrenpreutz und Creutz angeschlossen, nicht blos weil die Feindseligkeit dieser Herren gegen Puke so unversöhnlich schien, sondern auch weil sie Röhr's Liebe zu Alma billigten; ja sie hatte in ihnen also beinahe eine unerschütter-

liche Scheidewand zwischen Puke und dem Gegenstand seiner Liebe erblickt.

Aber die erste dieser scheinbar so sicheren Berechnungen wurde durch die Verlobung Röhrs, die letzte durch die Wiedererkämpfung des freundschaftlichen Verhältnisses zu nichte gemacht.

Puke, der sich der vollen Gunst der Königin erfreute, hatte Gelegenheit, recht oft mit Alma zusammenzutreffen. So oft er ins Schloß trat, erwachte in Amanda ein peinliches Gefühl; sie sah in brennenden Farben die Seligkeit der beiden Liebenden, sah, wie sie sich lächelnd, erröthend, flüsternd den Eingebungen des Augenblicks überließen, und je lebhafter ihre Phantasie diese Vorstellungen zeichnete und färbte, um so krampfhafter zog sich ihr Herz zusammen, um so bleicher wurden ihre Wangen; aber nichtsdestoweniger unterhielten und belebten sowohl diese Blendwerke der Einbildungskraft, als auch dieses Gefühl der Feindseligkeit den Wunsch in ihr, Beide zusammen zu erblicken, in Wirklichkeit zu sehen, was sie selbst in ihren Gedanken so lebhaft erträumte, die Tiefe ihrer eigenen Verzweiflung zu sehen. So wurde sie immer tiefer und tiefer in den finsteren Wirbel ihrer Leidenschaft hineingezogen. Man könnte vielleicht glauben, sie werde sich, als ihr Wunsch endlich erfüllt wurde und sie Puke und Alma gerade so glücklich beisammen sah, wie sie sich's mit brennend heißen Farben ausgemalt hatte, zermalmt und vernichtet gefühlt haben; aber weit entfernt, ihr Muth und Stolz wuchsen dadurch noch, gleich als würden sie von neuen Eingebungen ihres bösen und verbitterten Herzens belebt.

Eines Tages kam Puke. Als sie ihn entdeckte, war ihr zu Muth, als ob ihr Blut unbeweglich in ihren Adern still stände. Mit einem Blick, kalt und glänzend wie ein Strahl der Wintersonne, folgte sie ihm. Er begab sich in's Cabinet der Königin; sie wußte, daß Alma da war, und beschloß nachzugehen. Aber sie wollte die Möglichkeit, Beide zusammen zu sehen, nicht verlieren, und sie sah wohl ein, daß er zuerst sein Geschäft bei der Königin ausrichten mußte; deßhalb beschloß sie noch eine Weile zu verziehen. Sie ging ruhig auf ihr Zimmer zurück. Dort angekommen, warf sie sich auf einen Sopha und überließ sich einen Augenblick ihren schmerzlichen Eindrücken; aber bald sprang sie mit beinahe verachtungsvollem Hohn über ihre Schwachheit wieder auf. Lächelnd trat sie vor den Spiegel. Sie betrachtete sich. Dazwischenhinein hörte sie das gleichförmige Gepicke der Schlaguhr. Dies war doch eine Stimme in der Welt, die zu ihr sprach, wenn sie ihr auch weiter Nichts als das Hinschwinden der Zeit vor die Augen führte. Aber auch der Spiegel sprach ihr davon. Von ihrer innern leidenschaftlichen Thätigkeit gänzlich in Anspruch genommen, hatte sie ihr Aeußeres vernachläßigt und war jetzt überrascht von den bleichen Wangen, von dem Ernst und Kummer, die aus ihren Zügen, ja sogar aus ihrem Lächeln sprachen. Aber dies hielt ihre Aufmerksamkeit nicht lange fest. Sie hatte eine Purpurrose mitgebracht, um sie in ihre Locken zu stecken, aber jetzt warf sie dieselbe weg und griff nach einer weißen Rose . . . sie befestigte sie . . . sie betrachtete sich im Spiegel . . . sie lächelte . . . die weiße Blume stach stark

ab gegen das schwarze Haar. Während auf solche Art ihre weibliche Laune spielte, flogen gleichwohl ihre Gedanken nach einer andern Richtung. Das Gepicke der Uhr maß die Zeit in Augenblicke ab. Jetzt — dachte sie — ist er angemeldet; jetzt tritt er ein; jetzt spricht er mit der Königin; jetzt bittet sie ihn, in einem äußern Zimmer zu verweilen und ihre Antwort zu erwarten; jetzt trifft er Alma; jetzt drückt er ihre Hand; jetzt setzen sie sich, vielleicht in einer Fensternische; jetzt lächeln sie einander zu; jetzt flüstern sie; jetzt erröthen sie; jetzt . . .

Aber sie fuhr in ihren Betrachtungen nicht länger fort; mit einer heftigen Bewegung erhob sie sich, und nachdem sie noch einen Blick in den Spiegel geworfen, ging sie hinab.

Amanda hatte immer irgend ein Geschäft bei der Königin, und es fehlte ihr auch jetzt nicht an einem Vorwand. Leise öffnete sie eine Thüre um die andere, und als sie in eins der kleinen Cabinette trat, fand sie wirklich Puke und Alma, und zwar ganz so, wie sie sich's vorgestellt hatte, in einer der Fensternischen. Ihre Augen hafteten auf einander, und auch ihre Hände ruhten in einander.

Amanda war auf der Schwelle stehen geblieben. Alma und Puke bemerkten sie nicht. Ein holdes Lächeln, der Zeuge eines angenehmen Eindrucks, verschönerte Alma's Züge. Sie war liebenswürdig wie immer. Wenn unser Herz von einer edlen Regung erfüllt ist, spiegelt sie sich als Harmonie und Schönheit in unseren Zügen ab. Liebe und Unschuld sind die nächsten Verwandten der Grazien. Wir sagten,

daß sie lächelte: nämlich ihr Herz war glücklich, und das Lächeln war blos ein Ausdruck dieses Glückes.

Amanda fühlte sich schmerzlich berührt von dieser sanften, lächelnden Ruhe, worein die Liebe, wie in eine zierliche Blumenkrone, den Duft all der Seligkeit, die sie einflößte, zu ergießen schien.

Puke war nicht mehr so bleich: eine wärmere Gluth als gewöhnlich erhöhte die männlich kräftigen Züge. Sein Herz schien gleichsam in sein ganzes Wesen ausgeströmt zu sein. Amanda sah, daß er sprach, und zwar mit einer Lebendigkeit, wie wenn er in jedem Wort alle seine Gedanken und Gefühle zusammenfassen wollte; Amanda lauschte, aber vergebens; kein Wort drang zu ihren Ohren. Sie sah jedoch, daß der Inhalt des Gespräches Liebe war, und ihre Eifersucht ergänzte leicht, was sie nicht hörte. Unwiderstehlich fühlte sie sich indeß vorwärts gezogen. Sie vergaß sich selbst, sie wollte mehr sehen, als sie sah; wollte gleichsam die geheime Bedeutung, das Mysterium in jedem Mienenwechsel, jedem Lächeln, jedem Erröthen, jeder Bewegung erforschen. Es kam ihr vor, als sei sie in eine ihr bisher fremde Zauberwelt gerathen, von welcher sie mit unerklärlicher und wunderbarer Gewalt angezogen werde. Gleichwie die innere Kraft des Baumes in seinem Uebermaß von Leben in Blüthe ausschlägt, so erblickte sie auch in jedem Ausdruck auf den Gesichtszügen Alma's und Puke's eine Blüthe der Seligkeit, die sie in ihrem Innern empfanden. Sie trat daher einen Schritt vor, sie machte zwei, drei, vier Schritte. Den Blick scharf vor sich geheftet, den Oberkörper vorgeneigt, so schritt sie auf ihr Ziel zu.

Aber auf einmal schlugen Puke und Alma ihre Augen auf. Sie hatten eine Bewegung, einen Schritt gehört, wandten sich also um und wurden jetzt durch den Anblick Amanda's überrascht. Er flößte ihnen ein unbehagliches Gefühl ein. Puke blieb einen Augenblick unbeweglich auf seinem Platze. Vor seiner Seele stand auf einmal seine letzte Begegnung mit dem Mädchen, die Erinnerung an die leidenschaftliche Neigung, die er damals bei ihr entdeckt, so wie an die spionirende Haltung, worin er sie gefunden, und an die feindseligen, von bitterem Haß erfüllten Drohungen, welche sie gegen die Königin ausgesprochen. Bei der natürlichen Gutmüthigkeit seines Charakters schmerzte es ihn, daß er sie jetzt beinahe auf dieselbe Art wiedersehen sollte. Er ärgerte sich nicht über sie, sondern bemitleidete sie vielmehr und beklagte das Gefühl, daß er eingeflößt hatte. Von einer edlen Regung geleitet, erhob er sich und ging ihr entgegen.

„Mamsell Amanda," redete er sie an, indem er ihr seine Hand entgegenstreckte; „Sie wollen mich im Vaterland wieder willkommen heißen, Sie wollen mir Glück wünschen zu . . ."

Puke wünschte ihrer Anwesenheit eine bessere Deutung zu geben, als ihr eigenes Aussehen zuließ. Aber Amanda, die blos unter der Herrschaft eines einzigen Gefühls, bleich und still herangekommen war, hörte sich kaum anreden, so trat ihr das Blut in die Wangen, ihre Augen befeuerten sich, sie warf mit einer übellaunigen Bewegung ihren Kopf zurück und heftete einen so scharfen und zurechtweisenden Blick auf ihn, daß der feindselige

Strahl beinahe wie eine Dolchspitze auf seine Brust drückte.

„Amanda!" sagte Puke blos in einem Tone des Vorwurfs.

Aber Amanda schien sich auf keine Antwort einlassen zu wollen, sondern betrachtete ihn fortwährend fest und streng.

Puke, der sie zu milderen Gesinnungen zu bringen wünschte, streckte noch einmal seine Hand gegen sie aus, aber in demselben Augenblick wandte sie sich von ihm ab und entfernte sich, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Einige Wochen vergingen. Amanda, die aufmerksam jede Bewegung am Hof beobachtete, obschon sie dabei auf immer größere Schwierigkeiten stieß, bemerkte seit Puke's Rückkehr eine erhöhte Regsamkeit. Schon seit dem Beginn des Reichstags, wo nicht vor demselben, glaubte sie wahrgenommen zu haben, daß die Königin die Juwelen, die in Wirklichkeit dem Staat angehörten, aber ihr selbst zum Gebrauch überlassen waren, veräußere, um die erforderlichen Corruptionsmittel zu erhalten. Es wurde ihr auch nicht sonderlich schwer, die fortgesetzten Operationen in dieser Richtung zu verfolgen, da sie aus der stets zunehmenden Verachtung, womit die Königin alles kostbare Geschmeide aus ihrer Toilette verbannte, mit ziemlicher Gewißheit darauf schließen konnte. Von Pechlin wußte sie, wie wichtig es war, daß sie die Königin in dieser Beziehung niemals aus dem Auge ließ. Mit dem Verwahrungsort der Kleinodien auf das Genaueste bekannt, beschloß sie sichere Kundschaft über den wahren Sachverhalt ein=

zuziehen. Sie war überzeugt, daß man dieselben von Neuem in Anspruch genommen, und daß Puke das ins Werk gesetzt habe, was Silfverhjelm auf seiner Reise eingeleitet. Um ihren Zweck zu erreichen, nahm sie einen Wachsabdruck vom Schlosse und ließ neue Schlüssel verfertigen. Eines Nachts, als Alles vorbereitet war, begab sie sich aus ihrem Zimmer hinab. Still und langsam schritt sie von Thüre zu Thüre, bis sie an dem Verwahrungsort anlangte. Wohl klopfte ihr Herz unruhig, aber auf der andern Seite wurde sie von der glühenden Leidenschaft, die so mächtig in ihr herrschte, aufrecht erhalten. Schon hatte sie den Kasten geöffnet und ein Blendlaternchen hervorgezogen, um bei seinem Schimmer die Kostbarkeiten in Augenschein zu nehmen, als ganz plötzlich eine Hand sich auf ihre Schulter legte. Erschrocken wandte sie sich um und fand — Puke vor sich.

„Unglückliche," sagte er, „was machen Sie?"

Amanda schlug eine Weile, von einem Gefühl der Scham übermannt, ihre Augen nieder. Aber sie wankte nicht, sie sank nicht zu seinen Füßen, sie bat nicht um Gnade. Statt dessen glitt bald ein kaltes Lächeln über ihre Lippen.

„Vermuthlich, Capitän," sagte sie, obschon mit gebrochener und unsicherer Stimme, „kommen Sie in der gleichen Absicht wie ich, nämlich um einen Blick in diese Schatzkammer zu werfen. Nun wohl benutzen Sie den Augenblick . . . sehen Sie her . . . sehen Sie . . . es ist Alles leer."

Mit diesen Worten drehte sie die Scheibe ihrer Blendlaterne wider zu und entfernte sich.

Aber sie war noch nicht bis zur Thüre gekommen, als sie sich umwandte und wieder auf Puke zuging.

Als sie nur noch einige Schritte von ihm entfernt war, öffnete sie ihr Laterndchen wieder, so daß sein klarer Schein auf Puke's Gesicht fiel.

„Capitän," sagte sie, indem sie ihn fest betrachtete, „ich weiß, daß Sie mich nicht verrathen können, aber ich erkläre Ihnen, daß ich Ihnen nicht dafür danke, sondern nur böse bin. Damit Sie indeß keinen Augenblick glauben, daß Sie ein Werk der Barmherzigkeit thun, so will ich sogleich meine Verbindlichkeit mit derselben Münze abtragen und rathe Ihnen daher, diesmal Ihre etwas altmodischen Prinzipien von Ehre bei Seite zu lassen und die Königin so bald als möglich von meinem Besuch dahier zu unterrichten, damit ich schleunigst aus dem Schlosse verwiesen werde, denn ich sage Ihnen, daß es im Buch des Schicksals geschrieben steht: Sie oder ich."

Damit entfernte sich Amanda.

Ihr ganzes Benehmen hatte Puke einen tiefen Unwillen eingeflößt, und doch — er konnte sich selbst die Gewalt nicht erklären, die sie über ihn ausübte — beklagte er sie mehr, als daß er sich über sie erzürnte. Er beschloß, das Gesehene zu verschweigen, aber alle ihre Handlungen aufmerksam im Auge zu behalten und ihr bei der nächsten besten Gelegenheit ernste Vorstellungen über ihr unwürdiges Benehmen zu machen.

Die tiefe Verachtung, welche sie in Puke's Schweigen zu finden glaubte, erschütterte und verletzte sie indeß mehr, als wenn er gesprochen hätte.

Als sie auf ihr Zimmer zurückkam, riß sie die Blumen aus ihren Haaren und trat sie mit Füßen.

„Rache!“ rief sie, „Rache!“

Sie warf sich auf ihren Sopha, sprang aber sogleich wieder auf.

Im nächsten Augenblick saß sie an einem kleinen Tisch, mit einer Feder in der Hand und einem Papier vor sich. Mit raschen Zügen schrieb sie an Pechlin und erklärte ihm, sie habe mit eigenen Augen gesehen, daß die Königin auf die eine oder andere Art ihre Juwelen veräußert.

Von diesem Augenblick an wurde sie immer mehr von einem wahrhaft bösen Geiste beherrscht; sie schaute voll Unruhe um sich; mit leidenschaftlichem Argwohn betrachtete sie Jeden, mit Ungeduld und brennendem Verlangen sah sie einer endlichen Katastrophe entgegen.

Sie hatte über die eigenthümliche und beinahe unerklärliche Art, wie Schedvin das letzte Mal im Schlosse aufgetreten war, allerlei flüstern gehört.

Dabei erfuhr sie auch, daß sie allen Hohn, den sie wegen Aminoffs Besuch zu erdulden gehabt, ihm allein verdankte, weil er die Posten vor ihre Thür gestellt und dadurch ihr Zimmer verdächtig gemacht hatte.

Aber sie kümmerte sich weniger um das, was ihre eigene Person, als um das, was Alma betraf.

Einmal ums andere fragte sie sich, was es bedeuten möge, daß er sie so anhaltend betrachtet, und daß er sich dann entfernt habe, ohne eine andere Person, als nur sie allein zu salutiren.

Es lag darin etwas Unerklärliches, und sie kam daher immer von Neuem darauf zurück.

Schnell und leuchtend wie ein Blitzstrahl flog ihr endlich eine Idee durch den Kopf.

„In *sie* ist er verliebt!“

Je mehr sie diesen Einfall erwog, um so mehr überzeugte sie sich von seiner Richtigkeit.

Amanda erinnerte sich, daß Clara ihren Bruder im Verdacht gehabt hatte, er sei in sie verliebt, aber wenn hier auch ein offenbarer Irrthum in Betreff der Personen stattfand, so schien doch die Sache selbst, nämlich Daniels thatsächliche Verliebtheit, ihre volle Richtigkeit zu haben. Der Gedanke, daß er Alma seine Ergebenheit widme, erfreute sie sehr, und sie ermangelte nicht neue Plane darauf zu bauen.

Um Gewißheit zu erhalten, beschloß sie auf irgend eine Art mit ihm zusammenzutreffen. Dieß schien ihr am passendsten bei seiner Mutter zu geschehen, mit welcher sie ohnehin eine neue Besprechung wünschte, weil sie hoffte, sie könnte vielleicht früher oder später die Eisrinde um das Herz der Alten schmelzen und sie bewegen, ihr den Namen ihrer Mutter zu entdecken.

Durch Clara hatte sie indessen erfahren, daß Daniels Besuche bei seiner Mutter immer seltener wurden.

Aber Daniel, der inzwischen wirklich zum Corporal vorgerückt war, befand sich häufig auf der Schloßwacht, und sie wartete daher, bis er einmal einen neuen Posten aufzuführen hatte, um gelegentlich einige Worte an ihn zu richten.

„Corporal,“ sagte sie, „ich möchte Sie gerne in einer wichtigen Sache sprechen, und zwar morgen

Abend bei Ihrer Mutter; vergessen Sie's nicht. Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft . . . Sie wissen schon, wen ich meine."

Daniel hörte sie an, während seine Leute vorwärts marschirten.

„Ich werde mich morgen Abend um halb acht einstellen, Mamsell," antwortete er, ohne sich auch nur umzusehen. „Mein Dienst erlaubt mir nicht früher zu kommen."

Amanda hatte sich eines Ausdrucks bedient, der alle Adern Daniels mit neuem Leben erfüllte. „Sie wissen schon, wen ich meine," hatte sie gesagt; aber obschon er es nicht wußte, so klopften doch seine Pulse so heftig bei dem Gedanken an Alma.

Unter den heißen Flammen, die in Amandas Seele loderten, strahlte am reinsten ihr inniger Herzenswunsch, vollständige Auskunft über ihre Eltern zu erhalten.

Sie begab sich also am folgenden Tag zu Frau Schedvin, aber ein wenig vor der festgesetzten Stunde, weil sie zuerst mit der Alten selbst zu sprechen wünschte. Sie war allein, und ein langer schwarzer Schleier bedeckte ihr Gesicht; sie hatte Niemand zu diesem Besuch mitnehmen wollen, sondern hoffte ihn mit einem ebenso tiefen Schleier zu bedecken, wie sich selbst.

Sie hatte inzwischen heiter und leichtfüßig das Schloß verlassen; aber je näher sie zu Frau Schedvin's Wohnung kam, um so schwerer wurden ihre Schritte. Sie erinnerte sich nur zu gut an die ganze gräßliche Unangenehmheit ihres ersten Besuches, und es war ihr ein widriges Gefühl, daß sie gezwungen sein sollte eine Person aufzusuchen, deren bittere

Feindseligkeit sie so wohl kannte. Was war jedoch zu thun? Die Norne des Schicksals hatte den Faden ihres Lebens in die Hand dieser alten Frau gelegt, und um ihn herauszubekommen, war kein Opfer zu groß, selbst nicht das Opfer ihres Gefühls. Unbemerkt und dennoch beinahe wie von einem bösen Gewissen verfolgt, eilte sie über den Hof hinweg und auf die kleine Treppe zu. Oben angekommen, blieb sie stehen und athmete aus, wie wenn sie ihre Brust erleichtern wollte, während sie sich auf die kommenden Dinge vorbereitete.

Sachte legte sie ihre Hand an den Thürschlüssel: sie lauschte, drehte um und trat ein.

Aber als sie ins Zimmer kam, blieb sie unwillkürlich stehen beim Anblick der alten Frau, die auf ihrem Sopha niedergekauert dasaß.

Der Leser erinnert sich noch, wie Frau Schedvin ihrem Sohn bei seinen Nachforschungen nach Silfverhjelm den Weg weisen zu können glaubte. Ihrer Sache gewiß hatte sie ihn zu der Kellerwohnung geführt, wo sie durch das Fenstergitter einen schwachen, zitternden Lichtschein und einige bewegliche Schatten entdeckt; aber als man hinabkam, hatte sich kein menschliches Wesen vorgefunden. Dieser Schein, welchen sie so sicher gesehen zu haben sich bewußt war, und sein so unerklärliches Verschwinden hinterließ einen tiefen Eindruck bei ihr. Es war, als ob die egoistische Kälte eines ganzen Lebens sich jetzt strafend zurückgewandt hätte, um sie zu zwingen, noch einmal dasselbe Leben zu leben, aber im Reich der Finsterniß, der Schatten, der wandelnden Gespenster.

Gleichwie ein Stück Holz über seiner letzten Gluth in Loderasche zusammenfällt, so fiel auch ihr Leben jetzt über einem einzigen Gedanken zusammen, dem Gedanken des Todes, d. h. des unheimlichen Elements in demselben, seiner möglichen Friedlosigkeit. So jagten ihre Gedanken einen Schatten um den andern, während sie doch selbst blos Schatten waren, bis sie sich zuletzt in einen unendlich großen Schatten auflösten, worin die Erinnerungen wie Todtenschädel hervorgrinsten. Wie verändert sah sie aber auch aus!

„Wer sind Sie?„ fragte Frau Schedvin, indem sie mit beinahe bangem Blick die an der Thüre stehen bleibende schwarze Gestalt betrachtete. „Geben Sie Antwort, wer sind Sie?"

Amanda bewegte sich nicht von der Stelle. Es war das zweite Mal, daß sie jetzt das herbe Gesicht der Alten sah. Bei ihrem ersten Besuch hatte sie diesen harten Charakter noch nicht gekannt. Aber jetzt wußte sie, daß das ganze Geheimniß ihres Lebens in diesen Händen lag. Mit Furcht und Zittern blickte sie daher in die kalten, strengen Züge, über welchen die Augen keinen freundlich milden Lichtstrahl, sondern vielmehr den düstern Schimmer eines verzehrenden Feuers warfen. Unbeweglich, beinahe versteinert auf ihrem Platz, glaubte Amanda vor einem Medusenhaupt zu stehen, aber dieses Medusenhaupt war für sie zugleich eine Pythia.

Inzwischen brachte diese unbewegliche, stillstehende, gespenstische Art ihres Eintritts auch auf Frau Schedvin eine gewisse Wirkung hervor.

Gespensterscheu und Aberglauben gehen mit der unklaren Phantasie Hand in Hand. Auch Frau

Schedvin's lichtlose Seele sollte bald gänzlich davon beherrscht werden. Schnell reifte in ihr die Ueberzeugung, daß der Teufel selbst sein Spiel mit ihr treibe.

Der Aberglaube hat eine vortreffliche Bundesgenossin in der Angst, zumal wenn er auf dem Boden eines harten und bösen Herzens wuchert.

Wie alte Leute gewöhnlich in der Vergangenheit die Ursache bemerkenswerther Ereignisse suchen, die ihnen in der Gegenwart zustoßen, so auch Frau Schedvin. Alle ihre Gedanken wurden von den qualvollen und trüben Erinnerungen verflossener Zeiten in Anspruch genommen. Wer sucht, wird finden, sagt ein Sprüchwort. Sie suchte und sie fand. Sie fand, daß sie beinahe jedem Tag im Jahr ein besonderes Merkzeichen geben müßte. Man glaubt so gern, was man wünscht. Der Verstand ist nur frei, wenn er gesund ist. Die Krankheiten unseres Verstandes — und wo er nicht harmonisch entwickelt ist, da ist er immer krank — begrenzen unsere Gesichtspunkte, unsere Wirksamkeit, den ganzen hohen Werth und die ganze Wahrheit unseres Lebens; seine Gesundheit dagegen erweitert dieselben unendlich.

Aber je mehr sie nachsann, um so fester wurde ihre Ueberzeugung, daß es keinen bedeutungsvolleren Tag für sie gab, als derjenige, wo sie im Kellergewölbe das Licht und den Schatten gesehen hatte. Sie fand, daß an diesem Tag alljährlich etwas Schreckliches eingetroffen war; ob sich nun dieß wirklich so verhielt, oder ob sie nur durch ihr altersschwaches Gedächtniß und Raisonnement zu diesem Resultat geführt wurde. An diesem Tag hatte ihr Mann den

unglückbringenden Gast in ihr Haus eingeführt, an diesem Tag hatte er Bankerott gemacht, an diesem Tag war er verhaftet worden, an diesem Tag war er gestorben, an diesem Tag . . .

Unter dem Einfluß solcher verwirrender Gedanken lag die Annahme nahe, daß weder ihr Mann noch die übrigen Mitspieler bei dem trauervollen Drama im Grabe Ruhe gefunden, sondern daß sie, von irdischen Sorgen gequält, jährlich oder monatlich bei Nacht umherwandeln und sich bei irgend einer Angelegenheit des Lebens betheiligen müssen. Diese Vorstellung verdüsterte ihre Seele noch mehr, und bei ihrem Mißtrauen gegen Jedermann verschloß sie dieselbe in sich, bis sie zu einer unverdaulichen fixen Idee wurde, mittelst welcher sie sich in eine andere Welt versetzte, aber nicht in eine Welt des Lichtes, sondern der Finsternisse. Das gewöhnliche Leben und seine Mühseligkeiten, womit sie sich bisher so ausschließlich beschäftigt hatte, wurden ihr jetzt immer gleichgültiger.

Lange Zeit hatte sie sich, so bald es dunkel geworden, forschend an das Kellerfenster hinab geschlichen, weil sie immer hoffte, den Lichtschein und die Schatten daselbst wieder einmal zu entdecken; zuletzt aber verlegte sie die Stunde für diese einsamen Forschungen einer aufgeregten und neugierigen Seele auf Mitternacht.

Mitunter glaubte sie auch einen Lichtschimmer dort zu sehen; aber so bald sie näher kam, verschwand er.

Manchmal meinte sie sprechende Stimmen zu ver-

nehmen, aber wenn sie ihr Ohr hinhielt, hörte sie blos das unheimliche Sausen des Windes.

Immer und überall geneigt, etwas Wunderbares, Unerklärliches, irgend eine Offenbarung aus der andern Welt anzunehmen, befand sie sich in einer beständigen Seelenspannung, in einer sowohl psychischen als physischen Ueberreiztheit, die ihr keinen ruhigen Augenblick mehr vergönnte.

Amanda hatte inzwischen ihre Frage nicht zu beantworten vermocht, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie dieselbe nicht gehört hatte.

Frau Scheddin richtete sich auf.

Der Blick, den sie auf Amanda warf, erschien dieser blos wie ein Irrlicht in der Nacht, wie ein Lichtschein in einem Sumpfe.

Inzwischen schien ihr auf einmal Amanda's ganze Gestalt ins Auge zu fallen, und statt voranzuschreiten, was sie offenbar beabsichtigt hatte, blieb sie jetzt, von einem plötzlichen Schrecken übermannt, stehen.

Ihr Gesicht sank ein, ihre Farbe wurde mumienhaft. Langsam erhob sie ihre Hände gegen die Stirne, wie wenn sie ihre Sehkraft schärfen wollte.

Amanda bereute bereits ihren Besuch und wünschte sich hundert Meilen weg.

„Ah Sie sind's," begann die Alte, „ich erkenne Sie wieder . . . derselbe schwarze Schleier . . . dasselbe schwarze Kleid . . . dieselbe Gestalt . . . es sind jetzt zwanzig Jahre . . . ich erinnere mich, ich erinnere mich . . . in dieser Nacht . . . wurden Sie Mutter . . . Sie starben . . .?"

Amandas Blut wurde zu Eis: ihr war, als hätte eine Leiche zu ihr gesprochen.

„Sie antworten mir nicht?“ fuhr Frau Schedvin fort. „Was wollen Sie von mir? Was verlangen Sie?“

Der schwarze Schleier flößte ihr offenbar Furcht und Entsetzen ein.

Amanda, welche Nichts von der Veränderung wußte, die mit Frau Schedvin vorgegangen war, bekam ebenfalls Angst und zog sich vor diesem unerklärlichen lebenden Gespenst zurück.

Es war dunkel im Zimmer: die Abenddämmerung brach eben ein.

Es entstand eine kurze Pause.

Aus Frau Schedvin's Anrede ersah Amanda nur so viel, daß sie nicht erkannt wurde, und sie fürchtete jetzt beinahe noch mehr es zu werden.

Sie behielt also den Schleier vor ihrem Gesicht.

Aber als Amanda endlich einen Schritt vorwärts that, um der qualvollen Stille ein Ende zu machen, da streckte Frau Schedvin ihre magere und knotige Hand gegen sie aus:

„Weiche von mir, Satan!“ rief sie, „weiche von mir!“

Amanda blieb wieder stehen. Sie begriff nicht, was alles Dieß bedeuten sollte. Fürchtete sich wohl Frau Schedvin jetzt vor ihr? So unerklärlich ihr dieser Gedanke war, so flößte er ihr gleichwohl neuen Muth ein.

„Vielleicht,“ dachte sie, „macht sich Frau Schedvin Vorwürfe darüber, daß sie mich das erste Mal so unfreundlich behandelt hat.“

Eine solche Sprache, wie die Alte jetzt führte, setzte indeß einen bedeutenden Grad von Geistesver-

wirrung voraus. Von Hochmuth und einem großen erborgten Ansehen war sie zu Haß und Armuth herabgekommen, die sehr häufig eine gänzliche Verbitterung der Gesinnung im Schlepptau nach sich ziehen. An der letzten Grenze der extremen Denkweise liegt das Heilmittel für dieselbe. Befand sich Frau Schedvin bereits da oder sollte sie dahin gelangen? Das Leben jedes Einzelnen ist eine logische Entwicklung von Motiven und Schlußfolgerungen, wenn man sie auch selten Glied um Glied zu verfolgen vermag. Sowohl unser moralisches als unser physisches Leben ist ein organisches Ganzes und gegebenen Gesetzen unterworfen. Wir besitzen Waffen zum Kampf für unsere geistige Ausbildung, aber bei falscher oder schlechter Anwendung kehren sich diese Waffen gegen uns selbst und bereiten unsern moralischen Untergang. Dieß war der Fall mit Frau Schedvin. Ohne eine eigentliche Verbrecherin in der gewöhnlichen Annahme der Gesellschaft zu sein, war sie böse, kalt, herzlos, d. h. verbrecherisch im moralischen Sinn gewesen, vielleicht ohne es selbst eingesehen zu haben. Ihre Seelenkräfte hatten nicht auf einen Tempel von Licht und Frieden in ihrem Innern, sondern auf Schutt und Zerstörung gebaut. Auf dem Grunde ihrer zuerst vielleicht blos irregeleiteten Instinkte wuchsen ihre Gedanken und Gefühle auf; auf diesem magern und unfruchtbaren Boden bildeten sich ihre Weltanschauungen, ihr Charakter, ihr Urtheil, bis zuletzt eine förmliche Haide entstand. Es mußte dahin kommen, die Richtung war eine solche, und ehe die Erde wieder umgebrochen wurde, konnte kein

Weizen da Wurzel schlagen und die Kraft zum Wachsen finden.

Aber Amanda vermochte nicht in einem Augenblick Etwas zu durchschauen, was alle Kräfte eines ganzen Lebens erfordert hätte. Sie stand hier vor einem Mysterium, dessen Lösung sie vergebens suchte. Frau Schedvin's augenscheinliche Angst flößte ihr indeß einigen Muth ein und brachte sie auf den Gedanken, eine Appellation an das aufgeregte Herz der Alten zu versuchen.

Aber als sie sich von ihrem Platz bewegte und ihre Hand erhob, um den Schleier zurückzuschieben, da warf sich Frau Schedvin vor ihr auf die Knie!

„Gnade!" rief sie, „Gnade!"

Im höchsten Grad überrascht, blieb Amanda wie festgenagelt stehen. Der plötzliche Kniefall, der flehende Ruf, die gefalteten Hände und die zitternden Glieder der alten Frau, Alles verrieth die peinlichste Seelenangst.

Amanda verlor allen Leitfaden für ihre Beurtheilung und wußte nicht, was sie denken sollte.

Der Muth, welchen die augenscheinliche Angst der Alten ihr eingeflößt hatte, verwandelte sich in Bestürzung.

Ihr erster Eindruck war, daß sie sich bückte, um sie aufzuheben.

„Stehen Sie auf, Madame," bat sie, „stehen Sie auf!"

Aber Frau Schedvin machte eine abwehrende Bewegung.

„Kommen Sie, um Ihre Tochter zurückzufordern?" fragte sie.

Bei diesen Worten ahnte Amanda, was im Innern der alten Frau vorging. Die wilde und bittere Heftigkeit, womit die Alte bei ihrem ersten Besuch das erschütternde Ereigniß aus ihrem früheren Leben erzählt hatte, wobei Amanda's Mutter eine so wichtige Rolle spielte, überzeugte sie, daß Nichts tiefer in ihre Gefühlswelt hätte eingreifen können. Ihre Gedanken mußten sich also nothwendig mit dieser Angelegenheit beschäftigen. Sie hatte allerdings, wenn die Eingebungen ihres Argwohns begründet waren, Amanda's Mutter Vieles vorzuwerfen, aber nichtsdestoweniger fehlte es ihr keineswegs an triftigen Ursachen zu Selbstvorwürfen. Wie hatte sie nicht an Amanda's Mutter in ihren letzten Augenblicken die erste Pflicht verrathen, die eine Frau der andern in solcher Lage schuldet? Mit welchem Haß hatte sie nicht Rachepläne gegen die Tochter in ihrem Herzen herumgetragen?

So entstand in Amanda ein Gedanke um den andern und verbreitete sein Licht über die Gemüthsbeschaffenheit der unglücklichen Alten; aber zugleich fragte sie sich, ob sie dieselbe aus ihrem Wahn erlösen oder darin bestärken solle.

Bei Beantwortung dieser Frage blieb sie ihrem Charakter treu. Die Gelegenheit war allzu einladend, als daß sie nicht hätte Gebrauch machen müssen. Amanda wußte sich auch augenblicklich ihre zu spielende Rolle zurechtzumachen.

„Ich komme nicht blos, um meine Tochter zurückzufordern," antwortete sie, „sondern auch um Rechenschaft über die Grausamkeit zu verlangen, womit Sie mich behandelt haben."

Beim Klang von Amanda's Stimme bebte Frau

Schedvin, wie wenn sie ihr aus der Hölle entgegentönte. Aber zugleich erhob sie sich langsam und leise, augenscheinlich nur mit einem einzigen schrecklichen Gedanken beschäftigt.

„Antworten Sie mir," sagte sie, „in jener Nacht . . . wo ein so schreckliches Schneegestöber tobte . . . waren Sie da dort . . . sagen Sie mir, waren Sie da dort . . ."

Ihre Brust hob sich, ihre Augen flammten, sie war todesblaß. Sie vollendete ihren Satz nicht, aber sie deutete auf die Kellerwohnung.

„Ja," antwortete Amanda.

Amanda ging gern auf ihren Gedankengang ein. Sie behielt dabei ihr Ziel fest im Auge.

„Es ist also wahr," murmelte Frau Schedvin; „allmächtige Vorsehung! ich habe ihn gesehen."

„Wo ist meine Tochter?" fragte Amanda. „Ich befehle Ihnen zu sprechen."

Aber Frau Schedvin antwortete nicht sogleich. Es war, als hätte sie in ihrer Seele noch irgend einen Hacken, woran ihr Haß sich festhielt.

„Antworten Sie mir," drängte Amanda. „Durch Ihren Argwohn aus dem Himmel gejagt, werden wir Sie auch hinausjagen.

„Waren Sie unschuldig oder nicht?" fragte Frau Schedvin mit dumpfer, beinahe hohler Stimme.

„Unschuldig wie des Kindes Traum."

Mit einem unheimlichen Ausruf sank die Alte von Neuem auf ihre Knie.

„Unschuldig," wiederholte sie blos, „unschuldig!"

Dieses Wort, worin ihr sozusagen die Verirrung ihres ganzen Lebens kundgethan wurde, erschütterte

alle ihre Kräfte. Amanda sah, wie die alte Frau zusammensank und ihr Bewußtsein zu verlieren schien.

„Ich befehle Ihnen," sagte sie daher, um einen günstigen Augenblick nicht zu verlieren, „ich befehle Ihnen meine Tochter aufzusuchen und Ihr Verbrechen zu bekennen."

Wir wissen, daß Amanda in der mit Rousseau und Voltaire zu einer gewissen Allmacht heranwachsenden Literatur ihrer Zeit sich umgesehen hatte, worin als vollkommener Gegensatz gegen den erkünstelten Zustand der damaligen Welt ein gewisser Naturzustand gepredigt wurde, der sich zuletzt von der Gottheit selbst befreien wollte und sie als ein bloßes Machiavellistisches Sternbild erklärte, aus politischen Interessen erfunden, um der Devise weltlicher Allmacht „von Gottes Gnaden" einen gewissen Nimbus zu verleihen. Sie war daher eine zu freie Denkerin, um sich über die Rechtlichkeit ihrer Handlungsweise den mindesten Skrupel zu machen. Ihr Verstand billigte sie, das Herz wurde nicht befragt. Gänzlich ungerührt über den verwirrten Geisteszustand und die beklagenswerthe Lage überhaupt, worin sich die alte Frau befand, wandte sie sich von ihr ab und verließ das Zimmer.

Aber Daniel hatte sein Versprechen auch nicht vergessen. Amanda's letzte Worte hatten unaufhörlich in seinen Ohren geklungen. „Sie wissen, wen ich meine," hatte sie gesagt. Wen meinte sie? Seine Pulse pochten, sein Herz schlug hoch. Sie hatte einen ganzen Feuerbrand in demselben entzündet.

Als daher Amanda von seiner Mutter herabkam

begegnete sie dem jungen Sergeanten, der bereits seinen Fuß auf die erste Treppenstufe gesetzt hatte.

„Folgen Sie mir," sagte sie, „Ihre Mutter will weder Sie noch mich sehen. Ich gehe in's Schloß zurück."

Daniel hatte Nichts dagegen. Sein mütterliches Haus war ein wahrer Schreckensort für ihn. Die Alte schien ihm nie verzeihen zu können, daß er zum selbstständigen Manne heranwuchs. Amanda, welche die Vortheile des Einflusses, den sie so unvermuthet über Frau Schedvin gewonnen, bereits berechnet hatte, war glücklicher und heiterer als seit langer Zeit. Der Erfolg war für sie um so bedeutungsvoller, als er ihre eigentliche Lebensader, das Hauptmotiv aller ihrer bisher erlebten Bekümmernisse, die Ursache ihrer ganzen äußeren und inneren Existenz, nämlich ihre Herkunft, ihre Geburt berührte, und sie glaubte jetzt auf einen Weg gekommen zu sein, der zu Aufklärungen führen müsse.

In der Stimmung, worin sie Frau Schedvin verließ, war sie überzeugt, daß sie einen Besuch von ihr erhalten werde. Sie ermaß auch schon mit der ganzen Feuerkraft ihrer Seele und der glühenden Energie ihres Herzens die ganze Wichtigkeit dieses Zusammentreffens. Sie wußte, daß sie jetzt in der eigenen Anschauungsweise der Alten eine Waffe besaß, und sie traute sich vollkommen die Fähigkeit zu, dieselbe zweckgemäß anzuwenden.

Sie war unbemerkt gekommen und wollte sich in gleicher Weise entfernen.

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Daniel," bat sie, „Ihre Mutter ist aufgebracht über Sie, über Clara,

über alle Welt. Es war mir unmöglich, Sie droben zu erwarten. Sie rast wie .... aber nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich so von Ihrer Mutter spreche."

„Seien Sie deßhalb unbesorgt, Mamsell Amanda," antwortete er; „leider haben Sie nur allzu sehr Recht. Ich glaube, daß meine Mutter wirklich eine gute Frau ist, aber sie hat nun einmal ihre eigenthümliche Art und Weise, und da kann man nicht mehr abhelfen. Statt uns an sich zu ziehen, stößt sie uns von sich, und so nehmen, statt der Liebe und Ergebenheit, Kälte und Gleichgültigkeit überhand. Aber Sie sagten, daß Sie mich zu sprechen wünschen."

Während Amanda bei Frau Schedvin oben war, hatte die Dunkelheit zugenommen, und es war schon ziemlich spät geworden.

„Wie Sie sagen, Herr Daniel, ich wünsche mit Ihnen von einer Sache zu sprechen, welche Sie, glaube ich, im höchsten Grad interessiren muß."

Daniel betrachtete sie mit einem scheuen Blick, weil Amanda sich auf eine Art aussprach, die ihn zugleich fürchten und hoffen ließ, daß die Frage Alma betreffe: fürchten, weil er nicht wünschte, daß irgend ein menschliches Wesen auch nur die entfernteste Idee von seiner wahnsinnigen Neigung haben sollte; hoffen, weil er dennoch keinen Gegenstand in der Welt kannte, der so ungetheilt alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

„Erinnern Sie sich des Abends," fuhr Amanda fort, „wo Sie einige Posten vor meine Thüre stellten?"

„Sehr wohl, Mamsell; es war ein Mißgriff, der mir sehr leid thut.“

„Ich will das glauben, Herr Daniel; aber am selben Abend wurden Sie auch zur Königin hineingeführt. Was halten Sie von ihr?“

Amanda wollte erst das Terrain recognosciren, bevor sie weiter ging. Daniel dagegen, der nicht wußte, wohin sie abzielte, aber nur zu gut einsah, daß sie mit dieser Frage ein im Allgemeinen sehr gefährliches Gebiet betrat, antwortete nicht sogleich, weil er bereits ein sehr vorsichtiger General geworden war.

„Sie schweigen,“ fuhr Amanda in ihrer Ungeduld fort; „Sie wissen doch, daß ich bei der Königin im Dienste stehe?“

„Das weiß ich.“

„Nun, so sagen Sie mir's kurz und gut, sind Sie ein Freund oder ein Feind der Königin?“

„Ich bitte Sie um Alles, Mamsell, wie könnte ich ihr Feind sein? Sie hat mir ja immer Nichts als Gutes und Liebes gethan.“

„Ich weiß das; Sie sind also ihr Freund.“

„Ja gewiß, Mamsell, so weit ein Soldat überhaupt berechtigt sein kann, der Freund seiner Königin zu sein.“

„Würden Sie nicht Ihr Leben für sie aufopfern?“

„Warum nicht, wenn das Schicksal es so fügte?“

„Thut man dies auch für andere Leute, als für solche, denen man mit der höchsten Achtung und Freundschaft zugethan ist? Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Sie erinnern sich also jenes Abends?“

„Vollkommen.“

„Dann erinnern Sie sich gewiß auch, daß Sie, als die Königin sich entfernt hatte, ganz besonders eine gewisse Hofdame betrachteten?“

Daniel hatte sich also nicht getäuscht: sie wollte von Alma sprechen. Die Pulsschläge seines Herzens wurden immer heftiger und schneller. Jahrelang hatte er sein Geheimniß in seiner Brust verschlossen mit sich herumgetragen: es war ein schreckliches Geheimniß, das seinen Verstand beherrschte, seine Gefühle übermeisterte, ein Feuer, das unaufhörlich brannte und zehrte, von dessen Uebermaß er aber nicht einmal zu athmen wagte. Seine Lippen hatten sich wie eiserne Reife um dasselbe geschlossen. Ohne daß er sich bewußt war, selbst die mindeste Veranlassung dazu gegeben zu haben, hörte er jetzt ein Wesen von ihr sprechen. Dies war eine Seligkeit, aber eine Seligkeit, wovor er erschrak. Auch stieg ihm das Blut in die Wangen, aber nur, um augenblicklich wieder gänzlich daraus zurückzuweichen.

Amanda merkte, was in ihm vorging; auch sie hatte sich also nicht getäuscht: er liebte Alma.

Eine kurze Pause entstand.

Daniel lauschte, ja man kann sagen lauerte während derselben mit der höchsten Spannung auf das, was Amanda zu sagen gedächte.

Amanda dagegen überlegte einen Augenblick.

„Gewiß, Herr Daniel,“ sagte sie dann, „haben Sie selbst auch bemerken müssen, daß die Königin und der Hof, ja sogar Ihre Commandanten Ihnen weit größere Aufmerksamkeit widmen, als irgend einem von Ihren Kameraden?“

Dies war theilweise eine Wahrheit, die er wenigstens in ihrer allgemeinen Fassung nicht bestreiten konnte.

„Welcher Andere in Ihrer Stellung kann sich schmeicheln, Zutritt zur königlichen Familie gehabt zu haben, und zwar sogar bei festlichen Veranlassungen?"

„Entschuldigen Sie, Mamsell," antwortete er indeß, „ich muß hier eine Bemerkung machen."

„Lassen Sie hören."

„Die Audienzen oder Zutritte, die ich hatte, waren keine Folge einer besondern Gewogenheit, sondern besonderer Umstände: das erste Mal wurde ich als Gefangener vorgeführt, das zweite Mal in meinem Dienste."

„Sie müssen mir gleichwohl zugeben, daß Sie im Allgemeinen mit großer Gunst behandelt werden."

„Sehr gern; aber ich habe auch gewissermaßen dem Kronprinzen das Leben gerettet, weßhalb die Königin mir versprach . . ."

„Das ist nicht die Ursache, Herr Daniel; sagen Sie mir, ahnen Sie Nichts?"

„Nein."

„Wissen Sie nicht, welche Hofdame bei der Königin am meisten in Gunst steht?"

„Nein."

„Wenn ich mich nicht täusche," fuhr Amanda fort, „so stehen Sie bei der Compagnie, deren Lieutenant Graf Creutz ist."

„Ganz richtig."

Daniel begriff nur zu gut, wo sie hinaus wollte, aber um so kürzer wurde er in seinen Antworten.

Es freute ihn, daß er von ihr sprechen hörte, aber beinahe ebenso sehr freute er sich auch, daß er sie verleugnen durfte.

„Graf Creutz beweist Ihnen doch alle mögliche Freundschaft und alles erdenkliche Wohlwollen?“

„Ihm habe ich nicht blos zu verdanken, daß ich Soldat, sondern auch daß ich Korporal geworden bin.“

„Vermuthlich wissen Sie auch nicht, wer das für Sie unsichtbare Wesen ist, das einen beinahe grenzenlosen Einfluß auf ihn ausübt?“

„Nein.“

Daniel ermannte sich gegen die verführerische Sirene, obschon es ihn einen harten Kampf kostete.

Aber als er es am wenigsten erwartete, wandte sich Amanda lachend gegen ihn. Dies war eine Beweisführung, auf die er nicht vorbereitet war.“

„Sie lachen?“ bemerkte er.

„Was soll ich sonst thun? Ich lache über Ihre Unwissenheit. Sie wissen also nicht, daß Fräulein Alma trotz aller Tagespolitik sowohl die Königin als ihren Bruder allmächtig beherrscht, und daß sie...“

Amanda lachte von Neuem.

Daniels Herz hatte aufgehört zu schlagen, aber seine Lippen bewegten sich bewußtlos.

„Daß sie . . .“ wiederholte er, „daß sie . . .“

„Sehen Sie,“ sagte jetzt Amanda, indem sie ihre großen, schwarzen Augen auf ihn heftete, „sehen Sie, Sie müssen doch endlich die Farbe bekennen.“

Daniel war so verwirrt, daß er kaum wußte, was er gesagt hatte.

„Geben Sie nur zu... nicht daß Sie sie lieben

... das verlange ich nicht ... sondern daß Sie überzeugt sind, daß Alma ..."

Ein kalter Schweiß rann über Daniels Stirne. Die Worte erstarben auf seinem Mund.

„Daß Alma," fuhr Amanda fort, „Ihnen recht von Herzen gewogen ist."

Daniel blieb unbeweglich auf seinem Platze stehen. Es schien beinahe, als wolle er die Stellung eines Postens, eines Vorpostens gegenüber einem feindlichen Feuer einnehmen. Seine Stirne wurde von einer dunkeln Wolke bedeckt, seine Brust hob sich.

„Wenn ich nicht wüßte, Mamsell," sagte er, „daß Sie eine Freundin meiner Schwester, und, ich glaube beinahe, auch meine Freundin sind, weil wir als Kinder zusammen aufwuchsen, so würde ich Ihnen sagen ..."

„Was würden Sie mir sagen?"

„Daß Sie Ihren Spaß mit mir treiben wollen, Mamsell. Fräulein Alma hat mich wahrscheinlich gar nie bemerkt, überdies ist sie mit Capitän Puke verlobt, und endlich ist sie sowohl zu gut als auch ..."

Amanda wurde wieder ganz ernsthaft.

„Gut?" wiederholte sie. „Die Liebe ist Feuer, Leben, Kraft, Geist; sie ist das Genie des Herzens, wenn Sie so wollen; aber gut? Es ist blos ein Zufall, wenn sie das ist. Da dieser Gegenstand Sie jedoch blos zu belästigen scheint, so will ich damit aufhören. Im Uebrigen kann es uns ganz gleichgültig sein, was das arme Fräulein Alma denkt, wünscht oder empfindet. Sie ist verlobt ... sie wird sich vermählen ... dies ist der ganz gewöhnliche Verlauf eines Mädchenlebens. Ihnen macht es na-

türlich Nichts aus, ob sie ein Opfer der Privatinteressen ihrer Familie ist."

„Ein Opfer?"

„Sie wissen also nicht, daß die Ehre der Familie in Puke's Händen liegt, weil er ein schreckliches Geheimniß weiß?"

„Davon habe ich nie ein Wort gehört."

Daniel ging eine Weile schweigend an ihrer Seite, aber der heftige Kampf in seinem Herzen spiegelte sich dabei ganz deutlich auf seinem Gesichte ab.

„Wenn ich wüßte," sagte er, „wenn ich wüßte..."

„Unterbrechen Sie sich nicht; sprechen Sie sich aus, Herr Daniel. Sie wissen, daß ich Ihre Freundin bin."

„Unmöglich," murmelte er. „Es ist eine wahnsinnige Selbsttäuschung, ein Lügenbild von Licht und Leben. Mein Gott, man wird mich noch in's Tollhaus sperren müssen."

Er gerieth gänzlich außer sich und ergriff Amanda's Hand.

„Begreifen Sie nicht, daß Sie mich täuschen, Mamsell?" sagte er. „Begreifen Sie nicht, daß das, was Sie sagen, keine Wahrheit sein kann? Begreifen Sie nicht, daß Alma eine Dame von hoher, edler Geburt ist, und ich . . . ich . . ."

„Ein Soldat," ergänzte Amanda. „Ja wohl, ich begreife das; aber sagen Sie mir, ist es Ihnen nie in den Sinn gekommen, daß Sie auch avanciren können . . . daß Sie in den Krieg ziehen, sich durch Tapferkeit auszeichnen und als vornehmer Herr heimkehren können?"

„Ich will gegen Sie aufrichtig sein, Mamsell; dieser Gedanke ist mir oft vor die Augen getreten, aber nichtsdestoweniger bin ich jetzt blos ein gemeiner Soldat. Sagen Sie mir deßhalb, ich bitte Sie, ich bitte Sie bei meiner Seligkeit, sagen Sie, daß Sie mich getäuscht haben. Mein Gott, ich könnte wieder ruhig werden, wenn Sie mir das sagten. Nicht wahr, Sie haben mich getäuscht?"

„Ich kann das nicht sagen."

Daniel richtete sich empor. Er warf einen schrecklichen Blick um sich.

„Amanda," sagte er, „Sie sind entweder ein Engel oder ein Teufel: aber in beiden Fällen stellen Sie mich auf den äußersten Rand eines Himmels, von wo ich blos in einen Abgrund hinabstürzen kann. Lassen Sie uns jetzt diesen Gegenstand abbrechen. Das Herz kann das Himmelreich nicht auf einmal verdauen."

Damit kehrte er ihr den Rücken und verschwand im nächsten Gäßchen.

Amanda hatte auch nicht weiter zu kommen verlangt. Der Eine oder Andere könnte ihr Benehmen vielleicht aus einem Unwillen gegen Daniel erklären wollen und meinen, sie habe, um sich für seine Ungezogenheit mit den Posten vor ihrer Thüre zu rächen, einen Feuerbrand in seine Seele zu werfen gesucht. Aber weit entfernt. Sie hatte nicht das mindeste Interesse für Daniel; sie wollte sich in ihm blos ein Werkzeug schaffen, um Alma beikommen zu können. War ihr Plan auch noch nicht vollkommen reif, so hegte sie doch die Ueberzeugung, daß sie, wofern es ihr gelang, Daniels Leidenschaft ihren Ab-

sichten gemäß zu lenken, eine Katastrophe herbeiführen konnte, die gleich einem zerstörenden Donnerkeil die ganze Scenerie verändern mußte.

Sie unterhielt daher fortwährend ihre auf solche Art eingegangene Verbindung mit Daniel, welcher ihr dabei aus Gründen des Herzens mehr als halbwegs entgegenkam.

So wurde Daniel ein immer eifrigerer Wächter des Schlosses. Er erschien dann nicht blos, wenn er commandirt wurde, sondern er verschaffte sich auch die Erlaubniß, für Andere den Dienst zu übernehmen: ein Eifer, der ihm von seinem Commandanten hoch angeschlagen wurde.

Amanda traf ihn auch zuweilen. Bald brachte sie ihm einen Gruß von Alma, bald ließ sie einen geheimnißvollen Wink fallen, den er verstand oder auch nicht verstand. Einmal, als sie sich allein trafen, überreichte sie ihm sogar ein kleines Geschenk, ein Blümchen, ein Vergißmeinnicht.

Daniels wahnsinnige Leidenschaft, die bis jetzt, seit er die Uniform angezogen hatte, durch Disciplin und Pflichtgefühl gemildert worden war, nahm nun mit jedem Tage mehr die Wildheit einer ungezügelten Flamme an.

Mittlerweile wurde es Amanda immer mehr unmöglich gemacht, die Vorgänge im Innern des Hofes genau zu beobachten. Wir wissen, daß die Königin sich ihr gegenüber immer gewissermaßen fremd gefühlt, ja sogar, daß sie ihre Aufrichtigkeit und Ergebenheit beargwohnt hatte. Sie hatte das Mädchen in ihren Dienst genommen, um einem so schnell emporwachsenden und gefährlichen Feind wie Pechlin

ein wenig zu schmeicheln; sie behielt sie, um wenigstens einigermaßen mit dieser ihr unerklärlichen politischen Sphinxnatur in Verbindung zu bleiben; aber man kann hinzufügen, daß sie auch, vielleicht just wegen dieses Verhältnisses zu Pechlin, das Mädchen gleich von Anfang an mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet hatte. Aber obschon die Königin ihren Argwohn nicht immer unterdrücken konnte, so war es doch Amanda bis jetzt gelungen, jeden wirklich überzeugenden Grund zu Mißvergnügen abzuwehren. Auf solche Art blieb lange Zeit Alles auf dem alten Fleck. Für Amanda war es jedoch von der größten Wichtigkeit, daß sie die Pläne des Hofes nicht aus dem Auge verlor. Auf Clara konnte sie sich nicht mehr so sicher verlassen, wie bisher. Die Zweifel der Königin hatten auch sie angesteckt, und sie mußte sich daher nach irgend einem neuen Strohhalm umsehen, woran sie sich halten konnte. Dabei fielen ihre Blicke auf den Negerjungen Badin, welcher auf Befehl der Königin, die sich darin gefiel, den Knaben in beinahe vollkommenem Naturzustand aufwachsen zu sehen, die unbedingteste Freiheit genoß. Sie machte sich mit ihm bekannt und schenkte ihm Zuckerwaaren, wofür er sie reichlich mit Klatschereien aller Art belohnte. Es freute sie, daß dieser schwarze Pudelkopf jetzt das Verbindungsglied zwischen ihr und dem Hof bildete; die Intrigue konnte keinen charakteristischeren Vertrauten, die Klatscherei keinen passenderen Vertreter haben. Wenn er etwas Neues mitzutheilen hatte, was er für interessant hielt, so funkelten seine schwarzen Augen und er blöckte mit seinen schneeweißen Zähnen. Amanda war auch bald vollkom-

men entzückt über ihren dienstbaren Geist aus der Wildniß, über diese kleine Schlange, wie sie ihn zuweilen nannte; denn er bediente sie mit einer Klugheit und Beeiferung, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Auf solche Art verfloß der Winter, und der Frühling nahte mit seiner strahlenden Maisonne.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Krieg. Tod. Revolution.

In der politischen Welt waren bedeutende Veränderungen vor sich gegangen. Die Hutpartei war allmälig immer weiter auf ihrer Bahn vorangeschritten und hatte ihr großes Ziel, nämlich die Befestigung ihrer Macht, niemals aus dem Auge gelassen. Die strengen Maßregeln, die gleich beim Beginn des Reichstags ergriffen worden, namentlich die Niedersetzung der Kommission, diese drohende bewaffnete Demonstration, imponirten der Gegenpartei gewaltig, und vielleicht würde sie ihre Absichten und Anstrengungen aufgegeben haben, wenn nicht die Königin in ihrem rastlosen Eifer unaufhörlich geschürt hätte. In ihrer Nähe wurde es dem überlegenden und prüfenden Verstand nie möglich, zu einem ruhigen Urtheil zu gelangen. Die Verhältnisse entwickelten sich daher auch auf eine Art, die für den Hof höchst unangenehm wurde. Er sah sich beständigen Angriffen ausgesetzt, und über den Häuptern seiner Anhänger schwebte unaufhörlich das Damoclesschwert.

Wir haben erzählt, daß die Königin die Absicht hatte, Silfverhjelm nach Berlin zu schicken. Die Vorsicht gebot jedoch, ihm seine Depeschen erst zu übergeben, wenn er über der Grenze wäre, wo sie ihm dann durch vertraute Personen zugestellt werden sollten, eine Klugheitsmaßregel, die dem Hof manche Unannehmlichkeit ersparte, da Silfverhjelm wirklich, als er eben die Hauptstadt verlassen wollte, schon am Roslager Zollhaus festgenommen und ins Staatsgefängniß zurückgebracht wurde. Der Landrichter Baron Wrangel, der sich dadurch im höchsten Grade bedroht glaubte, weil er wohl wußte, wie sehr er von Silfverhjelm abhängig war, hielt es jetzt für die höchste Zeit, sich auf den Weg zu machen, und entrann unter allerlei Vermummungen nach Norwegen, wohin Larsson bereits entkommen war. Sein plötzliches Verschwinden vom Schauplatz erregte unerhörtes Aufsehen. Die Rathsherren und die Stände, die seine vertrauten Beziehungen zur Königin kannten, erblickten darin einen neuen Anklagepunkt gegen diese.

Gleichzeitig mit dem Erlaß des geheimen Ausschusses an die Stände, betreffend eine Instruction für die Erziehung des Kronprinzen, hatte Tessin bei demselben Ausschuß seine Entlassung als Gouverneur des Prinzen eingereicht. Ohne den glänzenden Eigenschaften des Mannes im Mindesten nahe zu treten, dürfte man wohl annehmen, daß sein gespanntes Verhältniß zu dem Hofe nicht wenig zu dem Zeugnisse beitrug, das ihm die Stände in ihrer betreffenden Zuschrift an den König ausstellten.

„Die Reichsstände," hieß es darin, „können es

nicht verhehlen, wasmaßen sie mit großem Bedauern sehen, daß der Herr Graf und Reichsrath auf diese Art einen Posten verläßt, welchen er zur vollkommenen Zufriedenheit der Reichsstände ausgefüllt hat. Nichtsdestoweniger haben die Reichsstände seinen Vorstellungen bei dieser Gelegenheit mehr Gewicht geben müssen, als ihrem eigenen Wunsch . . ."

„Ew. Königliche Majestät geruhen mit gnädigem Wohlgefallen anzusehen, daß die Reichsstände Ew. Königlichen Majestät dieses Zeugniß vorlegen . . ."

Dabei ermangelte man nicht, der Königin allerlei Seitenhiebe zu versetzen.

Der Leser weiß bereits, wie sehr es die Königin verdrossen, daß Tessin seine „Briefe eines alten Mannes an einen jungen Prinzen", wenn auch nur in wenigen Exemplaren, veröffentlicht hatte.

„Endlich," heißt es am Schlusse der Denkschrift, „haben die Reichsstände in Unterthänigkeit beantragen wollen, daß die Sammlung von Briefen an Se. königliche Hoheit, welche der Herr Graf und Reichsrath dem geheimen Ausschuß vorgelegt hat, auf Staatskosten durch den Druck veröffentlicht werde, dem Publikum zum Nutzen und einem so würdigen Verfasser zur wohlverdienten Ehre."

Einige Tage später überreichten die Stände die Schriften, worin sie ihre Pläne weiter ausführten.

Den Hauptinhalt derselben bildete die jetzt fertig gewordene Instruction für die Erziehung des Prinzen.

„Die Nation," hieß es darin, „würde bei der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge durchaus keine Sicherheit für ihre wohlerworbene Freiheit besitzen, wenn sich die Reichsstände nicht den wichtig-

ſten Theil der auch im Grundgeſetz deutlich vorgeſchriebenen Erziehung des königlichen Kindes zueigneten und darauf ſähen, daß das hohe Vaterrecht königlicher Majeſtät mit den Rechten der Reichsſtände Hand in Hand gehe, weil das Recht und die Freiheit der Nation, worauf das Recht der Stände auf die Erziehung baſirt, nicht minder in dem natürlichen Geſetz begründet iſt, als das Recht eines Vaters, und weil vielmehr die den Ständen obliegende Verantwortlichkeit für die Erziehung eines Regenten weit ſchwerer iſt, als für die Erziehung eines Sohnes, wie es auch ſchwerer iſt, die Pflichten eines Königs zu erfüllen, als blos den allgemeinen Obliegenheiten nachzukommen."

Wir haben den König und die Königin bereits deutlich genug gezeichnet, daß der Leſer ſich vorſtellen kann, wie tief ſie ſich durch dieſe officielle Erklärung der Stände verletzt fühlen mußten.

Aber die Stände gingen noch weiter.

Von der Zeit an, wo Teſſin, ohne förmlich entlaſſen zu ſein, gleichwohl factiſch aufgehört hatte, ſein Amt als Gouverneur zu bekleiden, war Graf Stromberg proviſoriſch dazu ernannt worden, und die Stelle eines Untergouverneurs hatte der König dem Grafen Bjelke übertragen.

Die Stände verabſchiedeten Beide.

In Betreff der Gouverneursſtelle nahm der geheime Ausſchuß das den Reichsſtänden verfaſſungsmäßig zuſtehende Recht auf Beſetzung dieſes Poſtens in Anſpruch; das Amt eines Untergouverneurs wurde als eine in Schweden fremde und mit den allda herrſchenden Regierungsgrundſätzen nicht übereinſtim-

mende Einrichtung erklärt. „Da folglich," so hieß es in der Conclusion der betreffenden „Vorstellung" an den König, da folglich der Hofmarschall Graf Bjelke dieses Amt eines Untergouverneurs niederlegen wird u. s. w."

Aber am härtesten wurde Dalin durch den Unwillen der Stände getroffen.

Sie verlangten nämlich nicht blos, daß er seines Amtes als Lehrer des Kronprinzen entlassen, sondern auch für alle Zukunft von jedem Verkehr mit demselben und den übrigen Prinzen ferngehalten und bis auf Weiteres des königlichen Hofes verwiesen werden solle.

Wir wollen den Verdruß des Hofes nicht zu schildern versuchen. Dalin, der geniale und unterhaltende Hofmann, dessen funkensprühender Feuergeist stets Licht und Leben um sich her verbreitete, auch Dalin wurde also von dem Bannstrahl getroffen.

Aber das Maß war bei Weitem noch nicht voll.

Der geheime Ausschuß meldete gleichzeitig, daß Baron C. Scheffer einstimmig als Nachfolger Tessins ernannt worden sei, und bezeichnete neue Personen, die theils als Lehrer, theils für den sonstigen Dienst des Kronprinzen beliebt wurden.

Die königliche Familie glaubte indeß bei der Wahl eines Gouverneurs für ihren Sohn auch eine Stimme haben zu müssen, zumal da die Regierungsform sie dazu zu berechtigen schien, und der König erklärte daher, daß er der getroffenen Gouverneurswahl seine Beistimmung und sein „gnädiges Gefallen" nicht schenken könne.

Des Königs Antwort in Betreff des übrigen Personals lautete wörtlich wie folgt:

„In so fern ich vernehme, daß die Reichsstände sowohl zum Unterricht als zum Dienst meiner Söhne Personen ernannt und verordnet haben, halte ich's für unnöthig, mich weiter darüber zu äußern."

In diesem Zustand wurde die Frage vor die Stände gebracht, die somit eine neue Gelegenheit erhielten, ihre Machtvollkommenheit zu entwickeln.

Unter Anderem erklärten sie:

„Niemand kann bezweifeln, daß derjenige, welcher ernennt und einsetzt, eine größere Macht besitzt, als derjenige, der sein Gefallen dazu gibt . . ."

„Könige suchen oft ihre Macht über die ausgesteckten Grenzen hinaus zu erweitern, dem Reich zum Schaden und der Freiheit der Nation zum Nachtheil. Was ist also natürlicher, als der Gedanke, daß auch den königlichen Kindern dieselben Gesinnungen eingepflanzt würden, wenn man nicht für ihre Erziehung ganz besondere Sorge trüge?"

Inzwischen will es scheinen, daß die Hutpartei nicht blos ihre eigene Gewalt sicherstellen wollte, sondern auch wirklich darauf ausging, die königliche Familie zu irgend einem unvorsichtigen oder verwegenen Schritt zu drängen, wodurch man wenigstens ein scheinbares Recht zu der offenbar angestrebten Beschränkung der Königsgewalt gewonnen hätte.

Man war zur Ueberzeugung gelangt, daß die Königin in Hamburg, mittelst Verpfändung der Juwelen, ein Anlehen aufgenommen habe.

Wer sie in diesem Punkt angriff, der griff wirklich ihre Person an.

Um in einigermaßen verdeckter Weise zu diesem Resultat zu gelangen, befahl der geheime Ausschuß die Aufsetzung eines Inventars über die in der Rentenkammer befindlichen Kleinodien, zu welchem Zweck auch der König, in Folge einer besonderen Vorstellung und wahrscheinlich ohne noch die ganze Absicht der Stände zu durchschauen, diejenigen abgeben ließ, die sich in seiner eigenen Verwahrung befanden.

Von den Ständen ging inzwischen am 6. April ein unterthäniges Schreiben aus, worin unter Anderem gesagt ist:

„. . . und sieht sich in Folge dessen der geheime Ausschuß veranlaßt, zugleich von den Reichsjuwelen und Kleinodien Einsicht zu nehmen, die sowohl bei Ew. königlichen Majestät hoher Vermählung in Berlin, als auch später aus der Verlassenschaft Ihrer höchstseligen Majestät der Königin Ulrike Eleonore, am 12. Januar 1747, Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin zur Obhut und zum Gebrauch übergeben wurden; derohalben hat der geheime Ausschuß bei Ew. königlichen Majestät hiermit unterthänigst ansuchen wollen, daß Ew. königliche Majestät allergnädigst den geheimen Ausschuß zu benachrichtigen geruhen möge, wenn es Ihrer königlichen Majestät genehm sei, daß der geheime Ausschuß durch seine Deputirten dieselben in Augenschein nehme, aus Veranlassung der betreffenden Inventare, welche der geheime Ausschuß je eher je lieber aufzusetzen wünscht."

Dies war eine schwere Beleidigung für die stolze und sehr empfindliche Schwester Friedrichs II.

In der ersten Regung ihres gekränkten Selbst-

gefühls verlangte sie mit dem Landesmarschall zu sprechen, aber dieser entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit. Darauf ließ sie den Generalmajor Kaulbars und den Ceremonienmeister Palmfeld, zwei Ausschußmitglieder, rufen, und als diese erschienen, da kann man überzeugt sein, daß sie ihren Gedanken und ihrer Zunge freien Lauf vergönnte. Gleichwohl muß diese Besprechung zu keinem Resultat geführt haben, denn am folgenden Tage überschickte die Königin dem Erstgenannten ein augenscheinlich in größter Hast geschriebenes Privatbillet folgenden Inhalts:

„Se. Majestät hat mir erzählt, daß er von dem geheimen Ausschuß der Reichsstände ein Schreiben empfangen habe, demzufolge derselbe die in meinen Händen befindlichen Kronjuwelen beaugenscheinigen lassen wolle. Da ich mich einer solchen, offenbar in einem Mißtrauen der Reichsstände begründeten Aufsicht nicht unterwerfen kann, so habe ich zwei Mitgliedern des geheimen Ausschusses meine Gedanken darüber zu erkennen geben wollen, und erkläre hiermit, daß ich die der Rentenkammer angehörigen Juwelen ausbrechen lassen werde, um sie von meinen eigenen abzusondern und so den Reichsständen zu übergeben, denn ich halte mich von Stund an für zu gut, um sie zu tragen."

Dieses Billet übergab Kaulbars dem Ausschuß, dessen Mitglied er war, und der geheime Ausschuß, welcher sich rückenfrei halten wollte, verlieh ihm den Charakter einer öffentlichen Mittheilung, indem er es den Ständen zuwies.

Da die Königin das Billet eigenhändig unterzeichnet hatte, so konnte man sie auch direct angreifen

Unmittelbar darauf überschickten auch die Reichsstände dem Könige ein langes Schreiben, worin sie in keiner Beziehung ein Blatt vor den Mund nahmen.

Wir wollen hier einige Stellen aus dieser Denkschrift mittheilen:

„Ew. königlichen Majestät können die Reichsstände nicht länger verhehlen, daß sie bemerken müssen, wie Ihre königliche Majestät die Königin ihnen nicht diejenige Ehre erweist, die ihnen als machthabenden Ständen und als Ew. königlichen Majestät treuen Unterthanen gebührt, welche Ew. königliche Majestät zu einem so glänzenden Ehrenamt unter den Königen auserkoren haben und bereit sind, für das unzertrennliche Wohl Ew. Majestät und des Reiches nöthigenfalls ihr Gut und Blut zu opfern.

„Neben einem solchen Benehmen gegen die Reichsstände wird auch den Herren Reichsräthen und anderen Beamten nicht die gebührende Achtung gezollt, und man behandelt sie nach Laune, aber nicht wie ihre Würde es erheischt.

„Die Reichsstände, sowie das ganze Reich wissen, daß Ew. königliche Majestät alles das im höchsten Grade mißbilligen. Sie verlangen keine glücklichere Regierung, als diejenige, die Ew. königlichen Majestät zärtliches Vaterherz ihnen verheißt. Wenn aber nichtsdestoweniger so nahe beim Thron eine feindselige Gesinnung sich kundthut, so muß diese im Ausland Aufsehen erregen und innerhalb der Grenzen des Reichs Verwirrung und Kummer verursachen. Ew. königliche Majestät werden auch wohl einsehen, wie nachtheilig es auf die Gemüther der königlichen Prinzen wirken muß, wenn man ihnen, statt der Liebe

zur Nation und zu einem freien Volke, sowie statt der Achtung für Treue und Verdienst Ideen einprägt, als ob andere Leute blos zu ihrer eigenen Kurzweil geboren wären, und als ob das Glück oder Unglück derselben von der Gunst oder Ungunst des Hofes abhängen müßte.

„Ihre Majestät ist in's Reich gekommen, um Ew. königlichen Majestät Gemahlin zu sein, nicht aber um die Regierungslasten zu vermehren, die indeß für einen so milden und gerechten König erträglich sein müssen, denn Ew. königliche Majestät besitzen in dem Herzen Ihrer Unterthanen eine feste Königsgewalt und einen sicheren Lohn. Wenn dagegen irgend eine andere Person Schritte thun könnte, welche den Verpflichtungen, die Ew. königliche Majestät vor Gott und dem Reich übernommen, folglich auch dem Willen und den Absichten Ew. königlichen Majestät widerstritten, so wären entweder zwei regierende Personen im Reich, die eine mit dem Gesetz und die andere ohne das Gesetz, oder wäre der König ohne Regierungsgewalt und das Gesetz ohne Kraft, denn beide können innerhalb ihrer Grenzen weder Hindernisse noch Widerstand dulden, wofern das Reich in Kraft bestehen soll.

„Aber das Unerwartetste von Allem war, daß Ihre königliche Majestät in einer schriftlichen Aeußerung den Wunsch des geheimen Ausschusses, die Reichsjuwelen in Augenschein zu nehmen, als einen Act des Mißtrauens erklärt, und daß sie, wie ihre Schlußworte lauten, sich für zu gut hält, um dieselben künftig zu tragen.

„Die Reichsjuwelen zu beaufsichtigen, ist eine

Pflicht, welche den Reichsständen im § 13 der Reichstagsordnung auferlegt wird, folglich ein Recht, und wenn dessen Festhaltung als ein Mißtrauen betrachtet werden könnte, so müßte man auch in den Regierungsgesetzen und in den Rechten der Reichsstände überhaupt eitel Ausflüsse von Mißtrauen erblicken. Diesem Zustand könnte dann blos dadurch abgeholfen werden, daß man diese Rechte und mit ihnen die Freiheit der Nation geradezu aufhöbe. Da jedoch die Reichsstände von solchen Absichten weit entfernt sind, so wird es für Ihro Majestät nöthig, sich über die Rechte der Reichsstände andere Ideen zu bilden, als sie in ihrer schriftlichen Aeußerung kundgibt.

„Solcher Art sind die Umstände und Consequenzen, welche die Reichsstände mit bekümmertem Gemüth Ew. königlichen Majestät vor Augen halten. Sie verlangen keine Aenderung in Ew. königlichen Majestät Gesinnung gegen Ihre Gemahlin, wohl aber eine Aenderung in der Gesinnung Ihro Majestät gegen das Reich . . .“

Der König ertheilte hierauf eine würdevolle Antwort, worin er seine Gemahlin in Schutz nahm und erklärte, daß sie jeden Augenblick bereit sei, nicht blos diese Kleinodien, sondern überhaupt all ihr Besitzthum für das Wohl ihrer getreuen Unterthanen aufzuopfern; daß sie vorläufig die Reichsjuwelen von ihren eigenen ausscheiden werde, daß sie aber diejenigen Kleinodien, die sie bei ihrer Vermählung in Berlin erhalten habe, als ihren Privatbesitz betrachte.

Die Stände protestirten gegen diese Auffassung, aber die Königin ließ wirklich die Reichsjuwelen, die früher in der Rentenkammer gewesen waren, aus

ihrem Schmuck ausbrechen und dahin zurückbringen, behielt jedoch die in Berlin empfangenen Juwelen.

Dies veranlaßte neue Noten, deren Ton immer bitterer wurde und die gegenseitige Feindseligkeit mit jedem Tag steigerte.

Der Leser hat aus den mitgetheilten Protocollauszügen einen Maßstab gewinnen können, um die Ansichten der damaligen Zeit überhaupt, sowie die ganze Art der Streitführung zu beurtheilen. Wenn die königliche Familie, besonders die Königin, Alles aufbot, um einen zwar immerhin begrenzten, aber doch mit den monarchischen Begriffen mehr übereinstimmenden Einfluß zu erringen, und wenn sie überdies in ihrem Privatbenehmen gegen die Koryphäen der Oppositionspartei nicht immer die leidenschaftslose und würdevolle Haltung einnahm, welche dem Thron so wohl ansteht, so ist auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß die Gegenpartei mit rastloser Consequenz und Beharrlichkeit die selbst in einem constitutionellen Land nothwendige wirkliche Bedeutung der Königsgewalt bekämpfte, und dabei auf eine höchst beleidigende, verletzende Weise zu Werke ging. Während der bereits mehrmonatlichen Dauer des Reichstags hatten die Stände unaufhörlich ihre feindselige Richtung beibehalten, und alle ihre wichtigen Handlungen bewiesen immer von Neuem, daß sie fest entschlossen waren, auf der eingeschlagenen Bahn fortzuwandeln.

Neben den directen Angriffen gegen die königliche Familie darf man als einen gewitterschwangern Hintergrund die Thätigkeit der Commission nicht übersehen, neue Verhaftungen, beständige Unter-

suchungen und Verhöre, sowie in naher Aussicht stehende Urtheile, bei denen es sich um Leben, Ehre und Freiheit handeln konnte.

Die Königin hatte alle diejenigen, auf die sie mit Sicherheit rechnen zu können glaubte, heimlich zusammenrufen lassen. Die Schaar war nicht groß und im Verlauf des Reichstages noch mehr zusammengeschmolzen; doch sah man da Brahe, Hard, Horn, Puke, sowie die eine und andere minder hervorstehende Persönlichkeit.

Die Sache war nämlich die, daß der König von Preußen, zur großen Befriedigung der Königin, durch seinen Gesandten in Stockholm am selben Tag dem Reichsrath eine scharfe Note hatte überreichen lassen, betreffend die Art und Weise, wie die Stände seine Schwester behandelten.

Luise Ulrike glaubte also jetzt, die Verwicklungen seien auf dem Punkt eines nothwendigen Bruches angelangt, wobei sie nicht mehr den Kürzern zu ziehen hoffte.

Amanda hatte schon frühzeitig bemerkt, daß etwas Wichtiges um den Weg war, und sie stand auf ihrem Posten.

Sie flüsterte Badin ein freundliches Wörtchen in's Ohr und gab Daniel einen Wink, daß sie ihn zu sprechen wünsche.

Badin, dem keine Thüre verschlossen war, sprang zwischen dem Cabinet der Königin und dem Zimmer Amanda's hin und her, ohne daß sich Jemand darum bekümmerte: er hinterbrachte bald diesen, bald jenen Bericht, er hatte immer dies und das gehört.

Bei der Königin ging inzwischen die Discussion

immer fort. Ihr sehnlichster Wunsch war, genau zu erfahren, welchen Eindruck das Schreiben ihres Bruders auf die Gegenpartei gemacht habe: sie dachte sich dieselbe bald gänzlich niedergedonnert, bald im höchsten Grad aufgebracht, bald zögernd und unschlüssig.

Auch die Anwesenden sahen die hohe Wichtigkeit dieses Punktes ein. Wenn das Schreiben des Königs von Preußen die gebührende Wirkung hervorgebracht hatte, so konnte sich vielleicht Alles noch ganz von selbst ordnen. Man hatte auch wirklich einigen Grund, dies zu hoffen. Friedrich II. war eine Größe ersten Ranges: sein Wort und sein Name galten sowohl in den Cabinetten als im Felde. Aber wie war es möglich, einigermaßen zu erlauschen, was mitten im feindlichen Lager vorging?

Da trat Puke vor, der bisher beharrlich geschwiegen hatte.

„Ew. Majestät," sagte er, „ich werde Ihnen die gewünschten Aufschlüsse verschaffen."

„Was gedenken Sie zu thun, Puke?"

„Ich weiß selbst nicht recht, Ew. Majestät; aber ich . . . ich werde bald wieder da sein."

Badin hatte seine Worte gehört und war wie ein Pfeil damit bei Amanda oben. Amanda warf einige Zeilen auf ein Papier und eilte zu Daniel hinab.

„Hier ist ein wichtiger Brief," sagte sie.

„Von wem?"

„Natürlich von Fräulein Creutz. Sie müssen ogleich zum Baron Pechlin eilen . . . d. h. er ist

jetzt eben bei Fersen . . . im Fersischen Haus . . . Sputen Sie sich."

„Soll geschehen."

Seit dem Beginn des Reichstags bildete der Fersische Palast den Mittelpunkt der politischen Schaubühne. Axel Fersen war unläugbar in einer Zeit der Intriguen und Parteistreitigkeiten, obschon er in der That keine ungewöhnliche staatsmännische Begabung besaß, der Würdigste, eine so hohe Stellung einzunehmen. Ein treuergebener Anhänger der Verfassung, trug er den aristokratischen Hermelin mit fürstlicher Haltung, war für alle Corruption unzugänglich und zeigte sich, sowohl dem Thron als den Ständen gegenüber, stets hochsinnig und selbständig. Die Macht war ihm theuer, aber er opferte weder seine Ueberzeugung noch seinen Charakter, um sie zu behaupten.

Equipagen fuhren vor dem Fersischen Palast ab und zu.

Die politische Welt war in voller Bewegung.

Fersen empfing die Ankommenden mit der vornehm verbindlichen Höflichkeit, welche die Leute zugleich anzieht und zurückhält. Wenn er schon sonst gewöhnlich wie ein Gebieter im Kreise seiner Partei stand, so hatte er diesen Schein niemals so deutlich vor sich her getragen, wie eben jetzt. Aber die Kommenden und Gehenden zeigten sich auch von einem Interesse befeuert, das ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen eine erhöhte Kraft und Geschmeidigkeit verlieh. Der persönliche Ausdruck besitzt immer einen Stempel höherer Würde und männ-

lichen Selbstgefühls, wenn die Ereignisse sich bedeutsamer und rascher entwickeln. Dies schien auch jetzt der Fall zu sein.

„Nun, meine Herrn," sagte Fersen, „was sagen Sie zu diesem Schreiben?"

Er hielt die Zuschrift des Königs von Preußen in seiner Hand.

„Es sieht ganz aus," fügte er hinzu, „als ob Friedrich II. sich nicht begnügte, seine eigenen Länder zu regieren, und seine Macht auch über uns erstrecken wollte."

Ein lautes Gemurre ging durch den Saal. Man erhob die Häupter, die Augen blitzten.

„Ich habe," fuhr Fersen fort, „alle Freunde des Vaterlandes eingeladen, um eine vorläufige Berathung zu halten, bevor wir . . ."

Lauter Beifall unterbrach ihn. Diese offene Art, die Sache zu behandeln, gefiel allgemein.

„Eine solche Drohung, wie dieser Brief," hörte man von mehreren Seiten sagen, „ist die gröbste Beleidigung gegen die Nation, sowie gegen die Verfassung, und wir würden den Forderungen des Vaterlandes schlecht entsprechen, wenn wir sie nicht auf eine Art beantworteten, die jeden fremden Druck ein für allemal zurückwiese."

„Dies ist auch meine Ueberzeugung," meinte Fersen, „aber die Antwort, die Antwort!"

Er warf einen fragenden Blick um sich: seine Miene hatte mehr als sonst etwas Gebietendes, beinahe Inspirirtes. Man konnte sich über die Bedeutung dieses Ausdruckes nicht täuschen: Fersen hatte offenbar seine eigene Meinung, aber er schien sich

aus Achtung vor den Uebrigen nicht zuerst aussprechen zu wollen.

„Die Antwort," wiederholte er, „die Antwort!"

Die Antwort ließ auch nicht auf sich warten. Man hätte sagen können, Jeder habe nur auf ein Signal gewartet, um seinem verletzten Vaterlandsgefühl auf einmal Luft zu schaffen. Wie ein Sturmwind brauste es jetzt durch den Saal.

„Krieg, Krieg, Krieg!"

Unmittelbar darauf trat eine tiefe Stille ein.

Fersens Stirne erhob sich strahlend: die Reichsräthe schloßen sich dicht an ihn. In diesem Augenblick war er unleugbar von einem königlichen Machtbewußtsein beseelt.

„Also Krieg gegen König Friedrich II. von Preußen!" wiederholte er.

Eine Stimme erhob sich aus der Masse.

„Krieg mit Preußen, das ist ein Krieg mit der Königin!"

Unwillkürlich schaute man sich um, ohne jedoch den Sprecher zu entdecken.

Alle Gesichter waren voll von Ernst; nur auf Pechlins Lippen spielte ein Lächeln.

In diesem Augenblick trat Puke ein.

Die Versammlung war so zahlreich, daß die Meisten ihn nicht bemerkten.

Baron Pechlin hatte jedoch kaum zuvor von einem Kammerdiener ein Billet erhalten, und nachdem er einen Blick hineingeworfen, ließ er seine Augen unverwandt auf der Thüre haften.

Als er Puke eintreten sah, belebte sich sein Gesicht.

Puke hatte die letzten Worte gehört und war tief

aufgeregt, ohne daß jedoch seine bleichen Gesichtszüge verriethen, was in ihm vorging. Er blieb auf der Schwelle stehen, denn es war ihm unmöglich, weiter vorzudringen. Die Anwesenden standen wie eine doppelte Mauer vor ihm.

Während die Versammlung ihrem kriegerischen Enthusiasmus Luft schaffte, blieb Palmstjerna, wie gewöhnlich, finster und verschlossen, ja er war vielleicht noch finsterer und verschlossener als sonst, bedrückte ihn doch ein Gedanke düsterer Art.

Als er das Schweigen um sich her bemerkte, schien er es nicht unbenützt lassen zu wollen.

„Ihr verlanget Krieg," begann er, „Krieg!"

Seine Stimme tönte deutlich und klar, aber düster, beinahe vorwurfsvoll, und der darin liegende Vorwurf erhielt vielleicht seine rechte Bedeutung von seiner finstern, gerunzelten Stirn und dem strengen Blick, den er um sich warf.

Unwillkürlich wandten sich Alle gegen ihn.

„Es ist unläugbar eine Wahrheit," fuhr er auch fort, „daß wir dem kriegerischen Sinn des schwedischen Volkes den hohen Platz verdanken, den wir im europäischen Rathe eingenommen haben: unsere Gustave und Carle haben eine mächtige Waffensprache geredet, eine Sprache, die sich nicht zurückweisen ließ; aber obschon wir uns vor der Welt in die Löwenhaut kleideten, so sanken wir doch in uns selbst zusammen, als Carl XII. das Staatsschiff gleich einem auf den politischen Wogen herumtreibenden Wrack hinterließ. Keiner von uns hat schon vergessen können, wie der Sturm bereits nahe daran war, den letzten Segelzipfel zu zerreißen, als wir in den Jahren 1719

und 1720 noch retteten, was gerettet werden konnte. Jetzt schreit man gleichwohl wieder nach Krieg; so schrie man auch 1741. Und wie endete er? und wie soll dieser enden? Die schwedische Nation ist ein Sturmvogel; so oft es draußen stürmt und haust, will sie ihre Schwingen unter den Wolken versuchen; aber nachdem sie ihre Raubthiernatur verloren hat, kehrt sie immer ohne irgend einen Raub in ihr Nest zurück. Entweder war Carl XII. ein vollkommener Ausdruck unseres Nationalcharakters, oder hat seine ritterliche Donquixoterie uns verändert; denn jetzt wie früher wollen wir zwar bei jedem europäischen Waffentanz dabei sein, aber wir können uns nicht mehr wie früher beim Friedensschlusse durch vergrößerten Länderbesitz und durch Machterweiterung für die gebrachten Opfer schadlos halten. Wir scheinen, wie König Carl, blos für Andere kämpfen zu können, nicht für uns selbst. Wir siegen im Streite, aber wir verlieren im Frieden."

Ein dumpfes Gemurre des Mißvergnügens ging durch die Versammlung.

„Friedrich II.," fuhr inzwischen Palmstjerna fort, „hat sich als Feldherr und Staatsmann gleich groß erwiesen: was er sich mit dem Schwert genommen, das hat er beim Friedenswerk zu behalten verstanden. Mögen wir nicht vergessen, meine Herrn — und Palmstjerna erhöhte seine Stimme — daß wir außer einem Finnland, auf welches Rußland fortwährend seine raubgierigen Blicke geheftet hält, auch ein Pommern besitzen, worauf Preußens Augen haften. Ich warne vor einem Krieg."

„So viel Wahrheit auch in Palmstjerna's Vor-

stellung liegen mochte, so sagte sie der augenblicklichen Stimmung der Versammlung nicht zu.

Die dichten Reihen hatten sich inzwischen nach beiden Seiten hin vertheilt, so daß Pechlin beinahe ganz unwillkürlich in die Mitte des Kreises zu stehen kam.

„Erlauben Sie mir, meine Herren," sagte er, beinahe durch diese zufällige Stellung dazu gedrungen, erlauben Sie mir, daß ich mich ausspreche?"

„Sprechen Sie, Baron," erscholl es von allen Seiten, „sprechen Sie."

„So lassen Sie uns denn, meine Herrn," begann er, „zuvörderst die Richtigkeit der Bemerkungen des Herrn Barons Palmstjerna erkennen und sogar zugeben, daß alle seine Worte mit den Zeugnissen unserer Geschichte übereinstimmen; aber — und Pechlin warf einen Blick voll Energie und Feuer im Zimmer umher — das Geschehene fällt dennoch in Zeiten, wo das Land ausschließlicher als jetzt von dem monarchischen Willen gelenkt wurde. Wenn die Siege und die Größe, welche das Land errang, vorzugsweise als Erzeugnisse der Kraft, der Ausdauer und der kriegerischen Tugenden des Landes betrachtet werden müssen, so muß man dagegen alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten auf die Könige schieben; denn dieses Unglück wurde nicht durch Mangel an patriotischer Aufopferung von Seiten des Volkes, sondern durch Mangel an Klugheit und Voraussicht von Seiten der Monarchen verschuldet. Das schwedische Volk ist, sich selbst überlassen, jederzeit edel, tapfer, groß gewesen. Für die Thaten seiner Könige ist es nicht verantwortlich; diese sollen selbst dafür haften. Wer

erinnert sich nicht an Caligula, welcher den Kopf des olympischen Jupiter wegnehmen und dafür den seinigen aufstellen ließ? So haben es auch die Könige mit den Nationen gemacht: sie haben den Volkswillen unterdrückt und ihren eigenen Willen an dessen Stelle gesetzt. Mögen sie nun auch dafür und für die Folgen haften! Aber mit der Verfassung von 1719 und 1720 haben wir der Nation ihren eigenen Willen wieder gewonnen: wir haben den Caligulakopf unter unsere Füße getreten und dem Volke den olympischen Jupiter, seinen eigenen Kopf, wiedergegeben. Der Krieg von 1741 ist kein Beweis. Wir waren damals noch nicht, was wir jetzt sind."

Pechlin verstummte. Beifall erscholl rings umher. Aber er schien zu fürchten, daß Jemand ihm das Wort nehmen möchte, und er fuhr daher sogleich fort:

„Wenn es irgend einen günstigen Augenblick für einen Krieg geben kann, so ist es der jetzige. Täusche ich mich nicht, so haben die meisten Anwesenden dem Fest angewohnt, das Ihre Majestäten beim letzten Jahresschluß den Reichsständen gaben. Jedermann dürfte sich erinnern, daß ich damals die Möglichkeit eines bevorstehenden europäischen Krieges andeutete, wobei Preußen und England sich gegen Oesterreich und Frankreich verbinden würden. Meine Annahme wurde damals als eine politische Unmöglichkeit behandelt; aber was ist gleichwohl jetzt eingetroffen? Schon am 10. Januar unterzeichneten die Cabinette von London und Berlin eine Allianz, in Folge welcher der Vertrag zwischen Versailles und Wien geschlossen wurde, dem sich ohne Zweifel Rußland und ein

großer Theil von Deutschland anschließen werden. So viel ist sicher, daß Preußen auf dem Festlande allein dastehen und einen schweren Kampf auszufechten haben wird. Als Garant des westphälischen Friedens und durch Pommern als Mitglied des deutschen Reiches haben wir Ursachen genug zum Kriege. Deßhalb rufe auch ich: Krieg! König Friedrichs Schreiben an die Reichsversammlung und den Rath ist eine für ein selbständiges Volk tief verletzende Drohung, ja sogar in Wirklichkeit eine Kriegserklärung, und die schwedische Nation hat noch nie ermangelt, einen ihr hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Merken Sie sich's ferner, meine Herrn, daß bei einem zukünftigen Frieden kein Monarch mehr die Unterhandlungen leiten wird, sondern die Nation selbst, ihre Vertreter, die Stände, wir. Also noch einmal, Krieg!"

Pechlin pausirte abermals eine Weile, dann begann er von Neuem:

„Die scharfe Zuschrift des Königs Friedrich beweist ganz deutlich, daß unsere äußeren und inneren Feinde gemeinschaftliche Sache gegen uns machen. Wollen wir sie daher zermalmen, so müssen wir's da thun, wo sie am stärksten sind, d. h. in Berlin. In jedem Sieg, den unsere Waffen auf deutschem Boden erringen, werden unsere Gegner hier zu Lande eine Niederlage erleiden. Ein Krieg mit Preußen ist also ein Krieg für die Staatsverfassung. Ich wiederhole daher noch einmal Krieg! Krieg mit unsern äußern und innern Feinden zugleich."

Die enthusiastische Stimmung schaffte sich in lebhaften Ausdrücken Luft. Die Mehrzahl der Anwesenden

bestand aus Mitgliedern des Adels, der damals noch sein Gewicht und seine Bedeutung vorzugsweise in siegreichem Waffenglanz wiedergespiegelt sah.

Pechlin hatte sich zurückgezogen.

Von mehreren Seiten her erhoben sich Stimmen.

„Aber die Königin," bemerkte Jemand, „die Königin!"

Statt der Antwort erscholl neues Kriegsgeschrei.

„Was anders als die verrätherische Art, wie sie unsere Handlungen bei ihrem Bruder auslegte, kann diesen zu seiner drohenden Zuschrift veranlaßt haben?"

„Krieg!" rief man, „Krieg!"

„Aber, wenn sie uns einmal verrathen hat, wird sie uns dann nicht auch bei jeder anderen Gelegenheit verrathen?"

„Verrätherei muß bestraft werden."

„Krieg, Krieg!"

„Bestraft? Wie?"

In diesem Augenblick erhob sich dieselbe Stimme, die sich kurz vorher hatte hören lassen, ohne daß man entdecken konnte, von wem sie kam.

„Mit dem Tod!"

Es wurde grabesstill: man konnte sozusagen die Athemzüge hören.

Alle sahen einander an: man schien den Richter zu suchen, der das Urtheil ausgesprochen hatte.

Wenn auch keiner der Anwesenden in einer Gerichtssitzung selbst vor dieser Entscheidung zurückgebebt hätte, so erschrack man doch jetzt darüber, daß man ein solches Urtheil so ganz zufällig und unvermuthet aussprechen hörte.

Wer war der Kühne, der vielleicht mit einem

einzigen Wort die Gedanken Aller wiedergab, aber nichts desto weniger oder vielleicht richtiger just deßhalb um so mehr Schrecken einflößte?

Alle Gesichter schienen eine Versicherung zu enthalten, daß man den Schuldigen bei ihnen nicht suchen dürfe.

Auch Pechlin schaute sich unerschrocken um, aber jetzt, wie kurz zuvor, ruhte blos auf seinen Lippen ein Lächeln, blos seine Stirne war frei von jeder trüben Wolke, blos sein Gesicht strahlte gleichsam von inniger Zufriedenheit mit sich selbst.

Aber während man einander auf solche Art forschend ansah, haftete auf einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf Puke.

Die Stille währte fort; man betrachtete blos ihn.

Plötzlich erscholl eine Stimme im Saal:

„Spion!"

Es wurde wo möglich noch stiller.

Man kannte den Mann, den man vor sich hatte; man wußte, welche tiefe Kränkung in dieser Anklage lag.

Eine beinahe blaue Todesbläße breitete sich augenblicklich über Puke's Züge. Seine Hand griff an das Degengefäß, und er beugte sich vor, um sich nach demjenigen umzusehen, von welchem die Anklage kam; aber da er die zahlreiche Versammlung nicht zu überschauen vermochte, so sank seine Hand wieder seitwärts, allein sein Gesicht wurde immer bläßer.

Seine Augen waren denen Fersens begegnet. Mit einer Entschlossenheit, die von der Spannkraft des heftigsten Zornes belebt wurde, ging er gerade-

wegs auf ihn zu, während die Masse auf beiden Seiten Platz machte.

Er stellte sich vor den Grafen und salutirte ihn mit schuldigem Respect.

„Ganz unleugbar, Herr Graf," sagte er dann zu ihm, „besitzen Sie ein Recht, von mir eine Erklärung zu verlangen, warum ich Ihre Zimmer betreten habe. Ich werde die Ehre haben, es Ihnen in wenigen Worten zu sagen. Sie dürften wissen, Herr Graf, daß ich von ganzer Seele und mit wärmster Aufrichtigkeit der Königin ergeben bin. Da sie von dieser Zusammenkunft Ihrer politischen Freunde dahier gehört hatte und vermuthete, daß dieselbe durch das Schreiben des Königs von Preußen veranlaßt worden sei, so äußerte sie den natürlichen Wunsch, zu erfahren, wie dieses Schreiben wohl aufgenommen und beurtheilt werde. Ich versprach ihr darüber Gewißheit zu verschaffen, und zu diesem Zweck habe ich meinen Weg geradezu hieher genommen, bin Ihre Treppen hinaufgestiegen und in Ihre Zimmer eingetreten. Ich habe mich nicht eingeschlichen, Herr Graf: Ihre Thüren standen offen, und mit offenem Gesicht bin ich gekommen. Niemand hat je seinem Feind ehrlicher ins Auge geschaut als ich. Aber es wird mir nie einfallen, der Königin das mitzutheilen, was ich hier gehört habe; nicht darum, Herr Graf, weil die Wahrheit nicht vorzugsweise eine Pflicht für mich wäre, sondern weil ich es für eine Grausamkeit halte, eine Frau dadurch zu betrüben, daß ich ihr mittheilte, wie sehr sie Gegenstand des allgemeinen Mißvergnügens sei. Möge dies Ihr Geheimniß bleiben, meine Herren! Ich

werde es nicht blos in meinem Herzen begraben, sondern auch vergessen. Aber es hat Jemand hier seine Stimme gegen mich erhoben und mich als Spion bezeichnet. Für diesen, Herr Graf, und, ich bitte Sie alle, meine Herren, es gefälligst wohl zu merken, für keinen Andern lasse ich hier meinen Handschuh zurück."

Und Puke warf seinen Fehdehandschuh auf den Boden.

Sodann entfernte er sich mit einer tiefen Verbeugung vor dem Grafen Fersen.

Bei der Königin hatte sich inzwischen eine längere Discussion entwickelt.

Mit tiefgefühlten und kräftigen Worten ging Höppener auf eine Schilderung der politischen Lage ein. Er beleuchtete sämmtliche Maßregeln der Hutpartei, eine um die andere, und bewies, daß dieselben, indem sie eine directe Feindschaft gegen die königliche Gewalt verriethen, zugleich einen höchst nachtheiligen Einfluß auf das ganze Land ausübten.

Höppener kam auf seinen alten Satz zurück, daß die Aristokratie von Anfang an darnach gestrebt habe, auf Kosten jeder andern Gewalt eine solidarische Alleinherrschaft zu begründen, welche er als die gefährlichste und drückendste aller Arten von Herrschaft bezeichnete, und er schloß mit der Erklärung, daß sie nach seinem Dafürhalten ihre Absichten glücklich zu Ende geführt. Habe sie doch dem Königthum vollends den letzten Rest seines Nimbus geraubt, indem die Stände durch einen neuesten Beschluß dem Reichsrath das Recht zuerkannt, sich bei allen seinen Aus-

fertigungen des königlichen Namensstempels zu bedienen, selbst bei Verordnungen, denen der König seine Zustimmung versagt habe.

Höppener sprach sich ohne die mindeste Schonung aus; seine Zeichnung war scharf und bestimmt, die Wahrheiten, die er sprach, waren hart und herb.

Die Königin mit ihrem Feuergeist hatte allerdings die Verhältnisse ganz auf dieselbe Art aufgefaßt, aber dennoch lag in Höppeners Darstellung noch so manches Neue.

Luise Ulrike hatte in dem Geschehenen politische Leidenschaften, Drohungen, Feindseligkeit, beleidigenden Hohn erblickt; aber jetzt combinirte sich das Eine mit dem Andern, und das Ganze stand ohne alle äußere Verhüllung, nackt wie ein Beingerippe, vor ihr. Sie erkannte jetzt darin nicht mehr blos die Folgen von Leidenschaften, sondern das Ergebniß einer kalten, egoistischen Berechnung, eines seit Jahren mit systematischer Consequenz durchgeführten Planes, der auf eine gespensterhaft beängstigende Weise sogar die Krone antastete.

Während sie Höppener mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, gefror ihr beinahe das Blut in den Adern.

Aber auch ihre Umgebung wurde von dem bündigen und klaren Umriß, den er über den Stand der Dinge entwarf, tief ergriffen.

Vielleicht erschracken diese Herren hauptsächlich darüber, daß sie einen Theil ihrer eigenen geheimsten Gedanken von einem Andern aussprechen hörten.

Höppener wußte nur zu gut, daß die Mützenpartei, obschon sie sich jetzt an den Hof angeschlossen

hatte, dennoch in der That selbst weniger auf die Wiederherstellung der königlichen Gewalt als vielmehr ihrer eigenen Macht losarbeitete, und er setzte deßhalb seine Worte so, daß auch diese sich getroffen fühlen mußte.

Als er zu Ende war, standen die Anwesenden still und bleich um ihn her.

Man hätte glauben können, er habe einen Geist aus den Gräbern mitten unter sie beschworen. Aber es verhielt sich auch beinahe so. Er hatte nämlich aus den Gräbern entschwundener Decennien das Gespenst der aristokratischen Pläne hervor citirt und in ihrem eigenen Innern das politische Gewissen wachgerufen.

Die Königin, die sehr richtig bemerkte, daß er nichtsdestoweniger bis jetzt blos Geschehenes geschildert habe, erwartete nun auch eine Erklärung darüber, was hinfort geschehen solle.

Sie verharrte daher noch lange, nachdem er zu sprechen aufgehört hatte, in einer aufmerksamen Haltung.

Aber Höppener schien Nichts mehr hinzufügen zu wollen, sondern trat einen Schritt zurück.

„Nun, Höppener," sagte sie, „warum fahren Sie nicht fort?"

„Ich habe Nichts hinzuzufügen, Ew. Majestät?"

„Wie so? Ich weiß, daß es Ihrer Logik gewöhnlich nicht am Schlußsatze fehlt."

„Es handelt sich hier nicht um meine Logik, sondern um die Logik der Geschichte."

„Mag sein, aber auch diese . . ."

„Auch diese, Ew. Majestät, ist noch nicht über die Prämissen hinausgekommen.“

„Und wie glauben Sie, daß die Conclusionen ausfallen werden?“

Höppener antwortete blos mit einem Achselzucken. Kaum erst hatte er so unzweideutige Beweise ins Feld geführt und den Verlauf der Ereignisse, wie überhaupt den ganzen Stand der Dinge mit solchem Scharfsinn beurtheilt, daß seine jetzige stumme und doch so sprechende Antwort nothwendig als Vorbote eines neuen Unglücks betrachtet werden mußte.

Von allen Seiten sah man ihn fragend an, als wollte man in seinen Zügen lesen, was er wohl gemeint haben möge.

„Höppener,“ bemerkte die Königin, „Sie haben gesagt, daß Sie die königliche Gewalt als gänzlich untergraben betrachten?“

„Ja, Ew. Majestät.“

„Sie haben ferner gesagt, daß die Macht des Volkes mißachtet und mit Füßen getreten werde.“

„Ganz richtig. Ich habe auch das gesagt.“

„Aber wenn sowohl die königliche Macht als die Macht des Volkes gekränkt und vernichtet wird, wie steht es da um die Nation?“

„Sie ist unterdrückt, Ew. Majestät.“

„Unterdrückt, sagen Sie; gut! Aber wird wohl das schwedische Volk, das von jeher ein freies Volk war und nur eine an die Gesetze gebundene Obrigkeit über sich erkannte, die Unterdrückung einer Partei ertragen?“

Höppener antwortete nicht; aber seine Stirne legte sich in finstere Runzeln, und seine Lippen zitterten.

„Sie sind vorsichtiger geworden, Höppener, als Sie in Drottningholm waren; Sie erinnern sich doch unserer dortigen Besprechung?"

„Ich bin nicht vorsichtiger geworden, Ew. Majestät, wohl aber erfahrener; ich kannte damals die Leute noch nicht so gut wie jetzt."

„Welche Leute meinen Sie?"

Höppener antwortete nicht, aber er heftete einen so festen Blick auf die Königin, daß sie nicht umhin konnte, darin eine Bedeutung zu suchen, welche sie nicht verstand. Sie sah ihn also fragend an, wie wenn sie eine Erklärung verlangte. Die übrigen Anwesenden thaten dasselbe. Alle schienen von ihm, wie von einem Orakel, eine entscheidende Antwort zu erwarten. Er blieb jedoch still.

„Wir wissen nur zu gut," begann die Königin wieder, „daß Sie, Höppener, mehr für die Macht des Volkes als für die königliche Gewalt eingenommen sind; aber wenn beide in Gefahr stehen, so müssen Sie sich aus Liebe zur einen auch zum Vortheil der andern aussprechen. Ihr scharfer Blick und Ihre genaue Kenntniß unserer Zeit verleihen Ihrem Urtheil großen Werth. Wenn die Verhältnisse an einem Extrem angelangt sind, so ist es die Pflicht jedes redlichen Mannes, sich offen und ehrlich auszusprechen. Nun wohl, was müssen wir thun?"

Höppener bewegte sich nicht vom Platze. Er kreuzte blos seine Arme und senkte seinen Blick.

„Noch einmal, Höppener, was müssen wir thun?"

Mit tiefem Ernst erscholl es durchs Zimmer:

„Revolution!"

Diese Antwort kam jedoch nicht von Höppener, sondern von Puke, der jetzt zur Königin vortrat.

Diese Versammelten hatten voll Unruhe seine Rückkehr erwartet. Niemand wußte, wie er es angreifen wollte, um sich über die Gesinnungen der Gegenpartei Gewißheit zu verschaffen; aber man kannte seine kalte Entschlossenheit und ruhige Kühnheit zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß er seine Absicht ausführen würde, wenn er sich auch dabei in Gefahr begeben sollte. So vollkommen ruhig man über die Sache selbst war, so ängstlich war man um seine Person.

Als er daher jetzt wieder zum Vorschein kam, war Alles hoch erfreut.

Aber dieses freudige Gefühl verschwand ebenso schnell, als es gekommen war.

Puke hatte gesagt: Revolution!

Man erblaßt vor dem Donner und zittert vor dem Blitz. Die Revolution ist der Donner und Blitz des politischen Lebens.

Hat ein unpatriotisches System eine Nation auf eine unglückliche Bahn geführt, hat Machtbegier ihr Banner aufgepflanzt, den natürlichen Gang der staatlichen Entwicklung gehemmt und den Volkswillen, die einzige wahre Triebkraft der Staatsmaschinerie, unterdrückt, da drängen sich allmälig alle patriotischen Kräfte, wie zündbare Stoffe, in einen Focus, in ein gemeinsames Gefühl der Empörung zusammen, und daraus entspringt die Revolution, nicht blos als eine Nothwendigkeit, sondern als eine wirkliche vaterländische Tugend.

Aber wie Alles, was das Leben Herrliches und

Schönes besitzt, im Tode zusammenstürzt, so stürzt auch alles Geordnete und Vollkommene, was die Staatsgesellschaft hat, in der Revolution zusammen.

Sie ist eine Höhle, die gleich dem Grab Alles verschlingen kann, den Frieden des Thrones, des Palastes und der Hütte.

Aber wenn sie ihr Werk vollendet hat, so wird der Stein wieder vom Grabe weggewälzt, und die Staatsgesellschaft erblüht von Neuem in verklärter Entwicklung.

Puke's Ausspruch rief, obschon er nicht ganz unerwartet kam, ein tiefes Gefühl des Entsetzens hervor.

Alle Illusionen, womit man bisher die Lage gleichsam verhüllt, verschwanden auf einmal, und man fühlte, daß man einer unbestechlichen Wahrheit gegenüber stand.

Auch konnte man aus Puke's Zügen leicht ersehen, daß er einen schrecklichen Moment erlebt hatte: seine Augen lagen gleichsam tiefer, seine Stirne schien beinahe höher, seine Wangen waren blässer als sonst.

Niemand erhob seine Stimme, um ihn zu fragen, wo er gewesen, was er erfahren: man blieb stumm vor ihm stehen.

Höppeners Blick flog indeß feuriger im Zimmer umher, obschon man auch in diesem eine männliche Unruhe zu bemerken glaubte.

„Revolution," sagte er nach einer Weile, „Revolution!"

Es war, als hätte ein doppeltes Echo Puke's Wort wiederholt.

„Aber wo haben wir den Mann?" fügte er dann hinzu; „wo haben wir den Mann?"

Die Königin erhob sich unwillkürlich.

„Ach, Ew. Majestät,“ begann Höppener wieder, „Sie besitzen Alles, was wir wünschen können, und doch . . .“

„Und doch?“

„Sind Sie nur ein Weib.“

„An des Königs Seite.“

„Eine Revolution, Ew. Majestät, führt uns Alle vor das Schaffot, und in dessen Nähe hört die schmeichlerische Sprache des verbindlichen Hofmannes auf; der wahrheitsliebende Mann nimmt sich sein Recht.“

„Was wollen Sie sagen, Höppener?“

„Daß Ew. Majestät viel zu offen und aufrichtig, der König, Ihr Gemahl, aber allzu schwach und gut ist.“

Die Augen der Königin sprühten Funken.

Sie senkte auch ihre Blicke nicht, aber sie wandte sich fragend gegen die Grafen Brahe und Hard.

Vielleicht war es auch der unerklärliche Einfluß eines einzigen electrischen Strahles, der jetzt über das Schicksal eines ganzen Landes entschied.

Ohne ein einziges Wort zu sprechen, reichten Brahe und Hard einander die Hände; es war ein Handschlag auf Tod und Leben; er bedurfte keiner Erklärung, man verstand ihn so wohl.

Baron Horn lächelte und verbeugte sich tief vor der Königin, dann aber erblaßte er und sank beinahe unmächtig in einen Stuhl nieder.

Höppener hatte die Arme über seiner Brust gekreuzt. Es schien beinahe, als blicke er ganz ruhig und kalt in einen Abgrund hinab.

Puke beugte sein Knie vor der Königin.

„Ew. Majestät," sagte er, „ich habe Sie um eine Gnade zu bitten."

„Lassen Sie hören, Puke."

„Ernennen Sie mich zu Ihrem Adjutanten, zum Adjutanten der Revolution."

„Gut, Puke, Sie sind es."

Die Königin wandte sich hierauf wieder zu Höppener. Er bewegte sich. Er stand in kräftiger Haltung da, aber still, verschlossen, zurückgezogen.

„Nun, Höppener, zu was darf ich Sie ernennen?"

„Zu Nichts, Ew. Majestät, außer wenn . . ."

Außer wenn . . .?"

Außer wenn Ew. Majestät mich etwa zu Ihrem Geschichtschreiber machen wollen."

„Ew. Majestät," sagte er, „ich habe Sie um eine Gnade zu bitten."

„Lassen Sie hören, Bute."

„Ernennen Sie mich zu Ihrem Adjutanten, zum Assistanten der Revolution."

„Gut, Bute, Sie sind es."

Die Königin wandte sich hierauf wieder zu Höppener. Er bewegte sich. Er stand in kräftiger Haltung da, aber still, verschlossen, zurückgezogen.

„Nun, Höppener, zu was darf ich Sie ernennen?"

„Zu Nichts, Ew. Majestät, außer wenn . . ."

„Außer wenn . . . ?"

„Außer wenn Ew. Majestät mich etwa zu Ihrem Geschichtschreiber machen wollen."

Ridderstad, Carl Fredrik,

Königin Luise Ulrike und ihr Hof

Bd.: 15/19 = 4

Stuttgart 1856

P.o.rel. 7761 d-4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038826-7